

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 40.

März 1894.

No. 3.

## Der Kampf um das Sola Gratia.

(Schluß.)

Herr Dr. Schmidt schließt seine „Bitte an die Herren St. Louiser“ mit folgenden Worten:

„Die Grundfrage in dem ganzen Lehrstreite, wie sich derselbe seit 1879 entwickelt hat, ist hier offenbar diese: Liegt in dem Begriffe der Heilsordnung nur dies, daß Gott in dem Gnadenwerke der Seligmachung eine bestimmte Reihenfolge der Gnadenwirkungen befolgt (Berufung, Bekehrung, Rechtfertigung, Heiligung, Seligmachung), oder liegt darin auch dies, daß damit zugleich jedem Menschen, der selig werden will, eine gewisse Ordnung des Verhaltens im Gebrauche der Mittel und durch Unterlassung des mutwilligen Widerstrebens sowohl vorgeschrieben als ermöglicht ist, so daß Gott alle die Menschen selig macht, welche durch seine Gnade dieser Ordnung folgen, alle diejenigen aber selig zu machen unterläßt, welche trotz seiner dargebotenen Gnade sich nicht der alleinseligmachenden evangelischen Ordnung unterwerfen? Mit andern Worten: Ist die thatsächlich seligmachende Gnade eine solche, welche die ganze Reihenfolge der nötigen Gnadenwirkungen ohne Rücksicht auf irgendwelches menschliches Verhalten gegenüber der Gnadenordnung unbedingt hervorbringt und so den unausbleiblichen Erfolg der Gnadenwirksamkeit unbedingt sichert? Oder läßt Gott allen Sündern, welche er durch das Evangelium zur Seligkeit beruft, eine Freiheit, Wahl und Verantwortung, ob sie sich in der vorgeschriebenen Heilsordnung wollen selig machen lassen, oder nicht? — Ich bitte hier die St. Louiser, auf diese Frage näher einzugehen und ihres Herzens wahre Meinung ehrlich zu sagen.“

Ob schon nun in den letzten Worten dieser „Bitte“ die häßliche Insinuation liegt, als hätten die „St. Louiser“ ihres Herzens wahre Meinung hinsichtlich der „Grundfrage in dem ganzen Lehrstreite“, anstatt sie „ehrlich zu sagen“, vielmehr unehrlicher Weise versteckt und verdeckt, und ob schon die ganze Aufforderung, welche Dr. Schmidt hier stellt, schon vor

mehr als zehn Jahren überflüssig war, nachdem schon damals die St. Louiser ihres Herzens wahre Meinung deutlich genug an den Tag gegeben hatten, so sind wir doch gerne bereit, auch hierin ein Uebrigcs zu thun und auf Dr. Schmidts Frage nochmals „näher einzugehen“.

Da müssen wir denn zunächst sagen, daß Herr Dr. Schmidt in der Art und Weise seiner Fragestellung wieder als ausgeprägter Synergist erkennbar ist, und daß wir seine Bestimmung des status controversiae als grundfalsch entschieden zurückweisen. Nach Schmidts Darstellung wäre die Frage, die Grundfrage in dem ganzen Lehrstreite, thatsächlich die, ob der Calvinismus oder der Synergismus richtig sei und gelten solle. Dies ist das Entweder — Oder der Synergisten immer gewesen; ein drittes kennen sie nicht; und darum sagen wir, daß sich Dr. Schmidt mit seiner Fragestellung wieder als Synergist exhibirt.

Sehen wir uns die Alternative, welche Prof. Schmidt stellt, etwas näher an. Sein Entweder ist dies: „Liegt in dem Begriffe der Heilsordnung nur dies, daß Gott in dem Gnadenwerke der Seligmachung eine bestimmte Reihenfolge der Gnadenwirkungen befolgt (Berufung, Bekehrung, Rechtfertigung, Heiligung, Seligmachung)?“ Dasselbe soll „mit andern Worten“ gesagt sein in dem Satz: „Ist die thatsächlich seligmachende Gnade eine solche, welche die ganze Reihenfolge der nötigen Gnadenwirkungen ohne Rücksicht auf irgendwelches menschliches Verhalten gegenüber der Gnadenordnung unbedingt hervorbringt und so den unausbleiblichen Erfolg der Gnadenwirksamkeit unbedingt sichert?“ Nun ist zunächst nicht wahr, daß in der zweiten Form der Frage mit andern Worten dasselbe gesagt wäre wie in der ersten; denn die Worte der zweiten Frage: „ohne Rücksicht auf irgendwelches menschliches Verhalten gegenüber der Gnadenordnung“ haben in der ersten Frage kein Aequivalent. Läßt man aber dieses synergistische Einschlebsel weg, wie es in der ersten Frage weggelassen ist, so bleibt der Calvinismus, die Lehre von einer absoluten, unwiderstehlichen Wirkung der Gnade übrig, und dazu sagen wir „ehrlich“ und nach unsers „Herzens wahrer Meinung“: Nein! In dem Begriff der Heilsordnung liegt nicht nur, daß Gott eine bestimmte Reihe der Gnadenwirkungen befolgt, sondern auch dies, daß Gott diese Gnadenwirkungen an gewisse, von ihm selbst geordnete Mittel gebunden hat, ohne welche er sein Gnadenwerk nicht treiben will, so daß, wer diese Mittel nicht gebraucht, dem Heiligen Geist den ordentlichen Weg verstellt, daß er sein Gnadenwerk in ihm nicht haben kann. In der Gnadenordnung liegt ferner auch dies, daß die Gnadenmittel nicht unwiderstehlich wirken sollen und thatsächlich nicht unwiderstehlich wirken, so daß der Mensch auch dadurch, daß er die Wirkungen der Gnade im Wort beharrlich von sich stößt, das Werk der Gnade bei sich vereiteln kann. In der Gnadenordnung ist ferner auch dies eingeschlossen, daß durch das Wirken der Gnade, sofern dieselbe ihren Zweck erreicht, gewisse Veränderungen im Menschen hervorgebracht werden, daß Gott in der Bekehrung aus Wider-



strebenden und Unwilligen durch das Ziehen seines Geistes Willige macht, die dann nach der Befehung nicht müßig sind, sondern in allen Werken des Heiligen Geistes, die er durch uns thut, auch mitwirken, wider Fleisch, Welt und Satan kämpfen und Fleiß thun zu halten, was sie haben, daß niemand ihre Krone nehme, jedoch nicht so, daß der Bekehrte neben dem Heiligen Geist mitwirkte, wie zwei Pferde mit einander einen Wagen ziehen, sondern so, daß durch des Heiligen Geistes Kraft und Trieb der Wiedergeborene geschickt, willig und emsig ist zu guten Werken. Dies ist unsers Herzens wahre Meinung gegenüber dem Calvinismus, dem Entweder, das Prof. Schmidt in seiner Frage setzt.

Dem calvinistischen Entweder setzt aber unser Fragsteller ein synergistisches Oder gegenüber, wenn er fragt: „... oder liegt darin auch dies, daß damit zugleich jedem Menschen, der selig werden will, eine gewisse Ordnung des Verhaltens im Gebrauche der Mittel und durch Unterlassung des mutwilligen Widerstrebens sowohl vorgeschrieben als ermöglicht ist, daß Gott alle die Menschen selig macht, welche durch seine Gnade dieser Ordnung folgen, alle diejenigen aber selig zu machen unterläßt, welche trotz seiner dargebotenen Gnade sich nicht der alleinseligmachenden evangelischen Ordnung unterwerfen?“ Und das soll wieder mit andern Worten heißen: „Oder läßt Gott allen Sündern, welche er durch das Evangelium zur Seligkeit beruft, eine Freiheit, Wahl und Verantwortung, ob sie sich in der vorgeschriebenen Heilsordnung wollen selig machen lassen, oder nicht?“ Was Prof. Schmidt mit seinem „Verhalten“ meint, wissen wir aus dem, was er sonst geschrieben hat, zur Genüge, daß er nämlich ein „Thun“ meint, das zu Gottes Thun im Werke der Befehung und Seligmachung hinzukommen muß, damit der Mensch wirklich bekehrt und selig werde, ein Thun, das der Mensch seinerseits zu leisten hat, „wenn Gott nichts mehr zu thun hat“, das neben Gottes Thun einen Factor, und zwar den ausschlaggebenden Factor im Werke der Befehung bilde, auf das nach Prof. Stelhörn „alles ankommt“, daß davon des Menschen „Befehung und Seligkeit abhängt“. Wir wissen, daß wenn Schmidt sagt, Gott lasse den Menschen Freiheit und Wahl, ob sie sich in der vorgeschriebenen Heilsordnung wollen selig machen lassen, oder nicht, er damit das Verhalten derer, welche bekehrt, und derer, welche nicht bekehrt werden, auf eine Linie stellt, daß er damit sagt, Gott überlasse es dem Menschen, dem Berufenen, „sich selbst zu entscheiden, ob er den schmalen Weg gehen will, der zum Leben führt, oder den breiten, der zur Verdammnis führt“. Das ist aber ein schrift- und bekenntnißwidriger Synergismus, und wie wir auf das calvinistische Entweder, das uns Prof. Schmidt vorlegt, ein rundes „Nein“ geantwortet haben, so haben wir auf sein synergistisches Oder nach unsers Herzens wahrer Meinung ein ebenso entschiedenes und rundes „Nein“ als Antwort. Die Heilsordnung schließt keinen menschlichen Factor ein, der zur Gnade Gottes in Christo hinzukommen müßte, um die wirkliche und thatsächliche Befehung und



Seligkeit des Sünders zu Stande kommen zu lassen. In seiner Befehrerung ist der Mensch *subjectum convertendum*, sonst nichts. Bis nach erfolgter Befehrerung, der Freimachung des geknechteten Willens, ist der Mensch ganz und gar ein Knecht der Sünde, also nicht frei, den Weg des Lebens zu wählen, und vermag er nur, Gott gänzlich zu widerstreben, nicht sich selbst zum Guten und für sein Heil zu entscheiden. Daß der Mensch das Leben erwählt, ist Gottes Werk, nicht etwas, das darauf hin geschähe, daß Gott dem Menschen Freiheit gelassen hätte, Leben oder Tod zu erwählen, und der Mensch nun, um bekehrt und selig zu werden, sich selbst für das Heil entschiede. Es ist eine grundverkehrte Vorstellung, daß Gott dem Menschen Seligkeit und Verdammniß zu gleicher Wahl vorlegte und es nun dem Menschen überließe, das Eine oder das Andere zu wählen. Hielte es Gott so mit uns, so würde kein Mensch bekehrt und selig. Aber Gott spricht nicht zu Israel: „Ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du dich selbst entscheidest und eins von beiden erwählst“, sondern er spricht: „Daß du das Leben erwählst.“ Freilich gibt es nur die zwei Wege und nur die zwei Ziele; aber nicht zu gleicher Wahl werden sie dem Menschen vorgelegt, wie man ein Kind zwischen einem Apfel und einer Birne wählen läßt; sondern Gott will, und zwar ernstlich und wahrhaftig, daß die Sünder, und zwar alle Sünder, das Leben, und nur das Leben, erwählen. Wenn nun der Mensch dennoch Tod und Fluch erwählt, so geschieht dies ohne und wider Gottes Willen und gegen Gottes kräftiges Wirken im Wort. Erwählt er aber das Leben, so geschieht dies ohne irgendwelches Zuthun des Menschen, indem eben Gott den Menschen bekehrt, den geistlich Todten geistlich lebendig macht und bewirkt, daß der Bekehrte, der geistlich lebendige neue Mensch das Jawort spricht, das Gott in ihm gewirkt, ihm in den Busen geschenkt hat. Nur so kann er das Leben erwählen, daß Gott diese Wahl, diese Entscheidung selber durch's Wort in ihm wirkt, durch dasselbe Wort, dessen gleich kräftige Wirkung der Verächter von sich stößt. Damit ist schon gesagt, daß die Wirkung, damit Gott den Sünder auf den Weg des Lebens führt, nicht eine gewaltsame, nicht eine Zwangswirkung sei. Gott reißt und schmeißt den Menschen nicht als ein vorne und hinten ausschlagendes, um sich heißendes Ungethüm mit Ketten beladen krachend und klirrend in sein Himmelreich; sondern welche der Sohn frei macht, die sind recht frei, und ihr Jawort ist das fröhliche Ja freier Kinder Gottes. Ebenso sagt auch der Verächter der Gnade Gottes und seines Heils sein Nein nicht gezwungen, gegen seinen Willen, sondern als ein vernünftiges, mit einem wirklichen Willen, aber eben einem bösen, Gott feindlichen Willen verfaßtes Wesen. In diesem Sinne reden auch wir von Freiheit und Wahl, Freiheit im Gegensatz zum Zwang, Wahl, insofern als auf der einen Seite, von Gott allein gewirkt und zu Stande gebracht, eine wirkliche Entscheidung des wiedergeborenen Willens für das Heil, auf der andern Seite eine wirkliche, von dem bösen, gottfeindlichen



Fleische gewirkte Entscheidung des unwiedergeborenen Willens gegen das Heil und für die Sünde und den Tod geschieht, daher denn auch dem Sünder, der verloren geht, die „Verantwortung“ bleibt für seine Verachtung des Heils und der Gnade, die auch ihn retten wollte und deren Erfolg er durch seine Willensentscheidung gegen das Heil vereitelt hat, während hingegen dem, der bekehrt und selig wird, kein Ruhm zukommt, da ja unsere Entscheidung für das Leben ganz Gottes Werk und allein von Gottes Gnade, in keinem Stück und in keinem Sinne von unserm Verhalten abhängig ist.

Damit haben wir unsers „Herzens wahre Meinung ehrlich gesagt“, und zwar auf Grund des göttlichen Worts und in Uebereinstimmung mit dem lutherischen Bekenntniß, wie geschrieben steht: „Israel, daß du verdirdest, die Schuld ist dein; daß dir aber geholfen wird, ist lauter meine Gnade.“

Zwar wissen wir so gut und besser, als unsere synergistischen Gegner es uns sagen können, daß wir mit dieser unserer Erkenntniß die Frage nicht beantworten können, die schon von Alters her die Vernunft geplagt hat, die Frage nach einer einheitlichen Ursache des Unterschieds im Erfolg der Gnadenwirkung Gottes im Evangelium. Aber so wenig wir gesonnen sind, zur calvinistischen Erklärung durch Setzung eines absoluten, unwiderstehlichen Gnadenwirkens an den Auserwählten zu greifen, so wenig lassen wir uns auf das synergistische Einmaleins ein, mit dem man aus dem verschiedenen Verhalten der Berufenen erklären will, warum nicht alle Berufenen selig werden. Wir sind für das synergistische *necesse est* und *sequitur* durchaus unzugänglich, und unsere Gegner können sich die Mühe sparen, uns ihr Viedlein immer wieder vorzuleiern, das nun schon so viel hundert Jahre lang durch die Geschichte dissonirt. Wenn Clemens von Rom bald nach der Gründung der neutestamentlichen Kirche schreibt: „Zu allen Zeiten hat der HErr denjenigen Raum zur Buße gegeben, welche sich zu ihm bekehren wollten“;<sup>1)</sup> wenn bald darauf der Verfasser des Pastor Hermae sagt: „Und ich sprach: ‚Warum denn, o HErr, haben nicht alle Buße gethan?‘ Er sprach zu mir: ‚Diejenigen, von welchen der HErr sah, daß sie reines Herzens sein und ihm von ganzem Herzen dienen würden, denen gab er Buße. Aber denen, deren Schalkheit und Bosheit er sah, und von denen er merkte, daß sie nur zum Schein sich zu ihm kehren würden, versagte er die Rückkehr zur Buße“;<sup>2)</sup> wenn Clemens von Alexandria schreibt: „Wie der

1) Ἐν γενεῇ καὶ γενεῇ μετανόιας τόπον ἔδωκεν ὁ δεσπότης τοῖς βουλευμένοις ἐπιστραφῆναι ἐπ' αὐτόν. Clem. Rom. Ad Cor. VII.

2) Et dixi: „Quare ergo, domine, non omnes egerunt poenitentiam?“ Ait mihi: „Quorum viderat Dominus puras mentes futuras, et servituros ei ex totis praecordiis, illis tribuit poenitentiam. At quorum aspexit dolum et nequitias, et animadvertit, ad se fallaciter reversuros, negavit iis ad poenitentiam regressum.“ Pastor Hermae, Lib. III, Simil. VIII, 6.

Arzt denjenigen Genesung schafft, welche zur Genesung mitwirken, so Gott die ewige Seligkeit denen, welche mitwirken zur Erkenntniß“;<sup>1)</sup> wenn es bei Kyrrill von Jerusalem heißt: „Wie das Schreibrohr oder das Wurfgeschloß des Mitwirkenden benöthigt ist, so ist auch die Gnade der Gläubigen benöthigt“;<sup>2)</sup> wenn bei Chrysostomus zu lesen steht: „Nicht von der Liebe (Gottes) allein, sondern auch von unserer Tugend. Denn wenn von der Liebe allein, so müßten alle selig werden“;<sup>3)</sup> und: „Wenn die Berufung allein genügte, weswegen sind nicht alle selig geworden? Darum sagt er, nicht die Berufung allein, sondern auch der Vorsatz der Berufenen hat die Seligkeit gewirkt; denn nicht gezwungen geschah die Berufung und nicht mit Gewalt“<sup>4)</sup> — so sind alle diese schon aus jenen frühen Jahrhunderten zu uns herüberfliegenden Versuche, dieselbe Frage zu beantworten, zum Theil sogar dem Ausdruck nach dieselben, wie sie die Synergisten des sechzehnten und die des siebzehnten Jahrhunderts hören ließen, und der Hauptsache nach dieselben, welche unsere Synergisten des neunzehnten Jahrhunderts ebenfalls zum Theil mit denselben Worten herfagen und so oft hergesagt haben, daß wir sie längst auswendig wissen. Unferthalben brauchen sich also unsere Gegner nicht weiter in Unkosten zu stecken, wenn sie nichts Anderes als ihre gewohnten Redensarten von Zwangsbefehrung, *necesse est und sequitur*, und was sonst Frau Hulda als synergistische Loreley zu singen weiß, zum Besten zu geben haben. Wir gedenken mit Gottes Hilfe und Gnade zwischen den calvinistischen Klippen zur Rechten und dem synergistischen Strudel zur Linken nach wie vor frei und sicher hindurchzuschiffen mit unserm *ceterum censeo*: „Israel, du bringest dich in Unglück; denn dein Heil stehet allein bei mir.“

Und nun, ehe wir schließen, noch ein herzlich treugemeintes Wort an Prof. Dr. Schmidt. Herr Prof. Schmidt schreibt in seiner „Bitte an die Herren St. Louiser“: „Verflucht sei der Mund und die Hand, welche gegen diese theuerwerthe evangelische Grundwahrheit, daß der Sünder allein aus Gnaden selig wird, Widerspruch erhebt und in solchem Widerspruch hartnäckig verharret!“ Uns hebt die Seele bei dem Gedanken, daß dieser Fluch an Prof. Schmidt in Erfüllung gehen sollte. So gewiß aber Prof. Schmidt sich in einen Kampf gegen das Sola Gratia begeben, gegen die Wahrheit,

1) Ὡς δὲ ἰατρὸς ὑγιείαν παρέχεται τοῖς συνεργοῦσι πρὸς ὑγιείαν, οὕτως ὁ θεὸς τὴν αἰδιον σωτηρίαν τοῖς συνεργοῦσι πρὸς γνώσιν. Clem. Alex. Strom. VII, 727.

2) Ὡς περ γὰρ κάλαμος γραφικὸς ἢ καὶ βέλος χρεῖαν ἔχει τοῦ συνεργοῦντος, οὕτω καὶ ἡ χάρις χρεῖαν ἔχει τῶν πιστευόντων. Cyrill Hier. Cat. 1, 3.

3) Οὔτε ἀπὸ ἀγάπης μόνον, ἀλλὰ καὶ ἀπὸ τῆς ἡμετέρας ἀρετῆς· εἰ γὰρ δὴ ἀπὸ ἀγάπης μόνως, ἔχρην ἅπαντας σωθῆναι. Chrysost. In Ep. ad Ephes. Hom. ad Eph. 1, 4.

4) Εἰ γὰρ ἡ κλῆσις ἥρκει μόνον, τίνος ἐνεκεν οὐ πάντες ἐσώθησαν; διὰ τοῦτο φησὶν ὅτι οὐχ ἡ κλῆσις μόνον, ἀλλὰ καὶ ἡ πρόθεσις τῶν καλουμένων τὴν σωτηρίαν εἰργάσατο· οὐ γὰρ ἠναγκασμένη γέγονεν ἡ κλῆσις, οὐδὲ βεβιασμένη. Idem In Ep. ad Rom. 4, 28.



daß der Sünder allein aus Gnaden selig wird, synergistischen Widerspruch erhoben hat, so gewiß gibt es für ihn nur einen Weg, seines Fluches ledig zu werden, daß er nämlich nicht „in solchem Widerspruch hartnäckig verharre“; und wenn er durch Gottes Kraft und Gnade wieder zurecht käme, so würde sich außer ihm selber darob niemand auf Erden inniger freuen als „die St. Louiser“.

A. G.

## Der moderne Subordinationianismus im Licht der Schrift.

(Fortsetzung.)

Einen tiefen Einblick in das Verhältniß des Sohnes Gottes zu seinem Vater gewährt der bekannte Ausspruch Christi: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Der Sohn kann nichts von ihm selber thun, denn was er siehet den Vater thun; denn was derselbige thut, das thut gleich auch der Sohn. Der Vater aber hat den Sohn lieb, und zeigt ihm alles, was er thut, und wird ihm noch größere Werke zeigen, daß ihr euch verwundern werdet.“ Joh. 5, 19. 20. Hier redet Christus von seinen Werken, und nicht nur von den Wunderwerken, die er während seines Erdenwandels vollbrachte, sondern überhaupt von seiner göttlichen Wirksamkeit. Vorher, 5, 17., hat er der schöpferischen, Welt erhaltenden, Welt regierenden Thätigkeit seines Vaters gedacht, die ohne Unterlaß alle Tage fortgeht und auch durch den Sabbath keine Unterbrechung erleidet, und hat eben diese Thätigkeit für sich selbst in Anspruch genommen. Im Folgenden, 5, 21. ff., nennt er die größeren Werke, durch die er sich im Stand der Erhöhung verherrlichen wird, Todtenauferweckung und Gericht. Und er weist nun nachdrücklich darauf hin, wie sich in allen seinen Werken seine Gemeinschaft mit dem Vater bethätigt.

Christus spricht: „Der Sohn kann nichts von ihm selber thun.“ Wie? Deuten diese Worte auf eine *ἀδυναμία*, Ohnmacht und Schwachheit des Sohnes, auf eine Dependenz des Sohnes vom Vater, eine Abhängigkeit der Wirksamkeit des Sohnes von der Macht des Vaters? Eine derartige Aussage würde schlecht in diesen Zusammenhang passen, wo Christus den feindlichen Juden die Erhabenheit seiner Person und seiner Werke vor Augen stellt. Die wahre Meinung dieses Selbstzeugnisses des Herrn umschreibt Hengstenberg sehr zureichend mit folgenden Worten: „Daß der Sohn nichts aus ihm selber thun kann, ist ein hohes Privilegium. Es geht hervor aus seinem unzertrennlichen Wesenszusammenhange mit dem Vater. Die Möglichkeit des Handelns aus sich selbst, losgelöst von Gott, findet nur auf der niederen Stufe des Geschöpfes statt. . . . Wie hier von dem Sohne gesagt wird, er könne nichts aus ihm selbst thun, so in C. 16, 13. von dem Heiligen Geiste, er rede nicht aus sich selbst. . . . Die Wirksamkeit des Vaters und des Sohnes geht überall Hand in Hand. Kann der Sohn nichts thun

ohne den Vater, so der Vater nichts ohne den Sohn.“ Und wenn es heißt, daß der Sohn thut, was er den Vater thun sieht, daß der Vater dem Sohn alle Werke zeigt, so ist das auch *ὁμορρεπῶς* zu verstehen, nicht dahin, daß der Vater den Sohn unterweist, wie ein Lehrer den Schüler, oder daß er ihm, wie den Propheten, Visionen zu Theil werden ließ, sondern dahin, daß der ewige Sohn den ewigen Vater vor Augen hat, den Vater und all sein Thun durchschaut, und solche Anschauung ist, wie Keil bemerkt, „als aus der Wesensgemeinschaft folgend continuirlich zu denken“. Christus ist der Sohn des Vaters, aus dem Vater geboren, der Sohn hat sein Wesen, also auch seine Allmacht, all sein Wissen vom Vater. Und diesem Verhältniß der Sohnschaft entspricht es, daß der Sohn auch alle Aeußerungen seiner Allmacht, seiner Allweisheit, Allwissenheit zc., alle seine Werke von dem Vater nimmt, aus dem er gezeugt ist, daß der Sohn das thut, was er den Vater thun sieht. So schreibt Quesnstedt, Syst. Theol. I, S. 372: „Filius non agit a se ipso, quia ut essentiam, ita et potentiam agendi per aeternam generationem accepit a Deo Patre, ita tamen, ut illam potentiam in se ipso habeat propriam.“ Ferner: *βλέπειν* notat exactissimam scientiam, quam Filius a Patre non per doctrinam ut discipulus, sed per aeternam generationem, ut Filius unigenitus, accepit. Und zugleich citirt er das Wort Cyrills: Omnia enim Filius, veluti Deus, novit.

Es muß hierbei betont werden, wie eben auch Quesnstedt hervorhebt, daß der Sohn, weil er das ganze göttliche Wesen in sich begreift, die potentia agendi, die Macht seiner Wirksamkeit, ob er sie wohl vom Vater empfangen hat, doch in sich selber hat, als ihm eigenthümlich, in se ipso habet propriam, und daß der Sohn Alles selber weiß, ob er wohl Alles vom Vater ersieht. In eben diesem Zusammenhang, in welchem Christus bezeugt, daß der Sohn nichts von ihm selber thut, sondern nur thut, was er den Vater thun sieht, Joh. 5, 17–30., stellt der Sohn sich ganz auf gleiche Stufe mit dem Vater und beschreibt sein Verhältniß zum Vater nicht als ein Subordinations-, sondern als ein Coordinationsverhältniß. Er spricht: „Was derselbige (der Vater) thut, das thut gleich auch der Sohn“, *ταῦτα καὶ ὁ υἱὸς ὁμοίως ποιεῖ*, 5, 19. Der Sohn thut ganz dieselben Werke, wie der Vater, und thut sie auch auf die gleiche Weise, aus eigener Machtvollkommenheit. Er nimmt alle seine Werke vom Vater, aber es sind doch zugleich seine eigenen Werke, die er selber wirkt. Der Sohn ist nicht das Werkzeug des Vaters, wie etwa die Gläubigen das Organ und Werkzeug Christi sind. Christus spricht: „Mein Vater wirkt bisher, und ich wirke auch.“ Joh. 5, 17. Die Juden verstanden dies Wort gar wohl, eben dahin, daß Christus damit „sich selbst Gott gleich machte“. 5, 18. Christus spricht: „Wie der Vater das Leben hat in ihm selber, also hat er dem Sohn gegeben das Leben zu haben in ihm selber.“ 5, 26. Der Vater hat das Leben ursprünglich in sich selber, er ist der Quell alles Lebens. Ebenso aber



(οὐτως) hat auch der Sohn das Leben in ihm selber, ist, wie der Vater, Ἀποθνήσκων, Ἀποζωή, obwohl er eben dies vom Vater hat.

Das Geheimniß Gottes ist unergründlich. Wir müssen hier unsere Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam Christi, den Gehorsam der Schrift. Die Schrift bezeugt Beides, einmal, daß der Sohn Alles, was er ist, hat und thut, vom Vater hat und nimmt, und hinwiederum, daß er Alles aus sich selber ist, hat und thut. Wir können das nicht begreifen. Aber es ist kein Widerspruch in sich selbst. Es ist eine richtige Distinction, welche die alten Dogmatiker machen, wenn sie bemerken, daß der Sohn Alles vom Vater habe *ὑποστατικῶς*, d. h. wenn man den Unterschied der Personen in Betracht zieht, und Alles aus sich selber habe *οὐσιωδῶς*, d. h. wenn man auf das göttliche Wesen sieht, welches eben ganz und voll auch im Sohne ist.

Wir haben erkannt, daß was die Schrift von dem Sohn als solchem ausagt, von dem Wort und Ebenbild Gottes, von dem Verhältniß des Sohnes zum Vater, von dem charakteristischen Thun und Wirken des Sohnes, keinerlei Subordinationsideen in sich schließt, solche Ideen vielmehr ausschließt.

Es finden sich nun aber ferner Schriftstellen, in denen sowohl Christus, als der Vater genannt sind, also beide Personen von einander unterschieden werden, und in denen gerade der Vater als der einige, ewige, lebendige Gott titulirt wird. Wie? Ergibt sich aus denselben, was alte und neue Subordinationaner behaupten, daß der Vater im eigentlichsten und vollen Sinn des Wortes Gott ist, Sohn und Geist im zweiten und dritten Sinn des Wortes Gott sind, oder daß der Vater *κατεξοχήν* Gott ist? Wir wollen die einzelnen Aussagen näher ansehen.

Eine solche Stelle ist Joh. 5, 43. 44.: „Ich bin gekommen in meines Vaters Namen, und ihr nehmet mich nicht an. So ein Anderer wird in seinem eigenen Namen kommen, den werdet ihr annehmen. Wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet? Und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht.“ Die letzten Worte lauten in wörtlicher Uebersetzung: „Und die Ehre, die von dem alleinigen Gott ist“, *τῇ δόξαν τῇ παρὰ τοῦ μόνου Θεοῦ*, „suchet ihr nicht.“ Hier nennt also Christus seinen Vater, in dessen Namen er gekommen ist, „den alleinigen Gott“. Aber dieser „alleinige Gott“ steht hier offenbar nicht im Gegensatz zu dem Sohn, sondern zu den Menschen. Die Juden trachteten nur nach Ehre, Gunst, Ansehen bei den Menschen, nicht nach Ehre und Ansehen bei Gott, nicht nach der Gunst und dem Wohlgefallen Gottes. Und wie thöricht ist das, wenn man nichts nach dem Wohlgefallen Gottes fragt, der doch der einige, wahre, lebendige Gott ist, auf dessen Urtheil Alles ankommt. Daß der Sohn gleicherweise, wie der Vater, der alleinige Gott ist, wird hier nicht ausgesagt, aber auch nicht geleugnet und ausgeschlossen. Indes, wenn Christus sich selbst hier auch nicht ausdrücklich dasselbe Prädicat beilegt, wie dem Vater, so stellt er sich gleichwohl in eben diesen Worten auf gleiche Linie



mit dem Vater. Er macht es den Juden gleichermaßen zum Vorwurf, daß sie nicht an ihn glauben, wie daß sie nichts nach seinem Vater fragen. Sie glauben weder an den Sohn, noch an den Vater.

Im hohenpriesterlichen Gebet spricht Christus: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist“, *σε τὸν μόνον ἀληθινὸν θεόν*, „und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“ Joh. 17, 3. Auch an dieser Stelle wird gerade der Vater, der Jesum Christum gesandt hat, der Vater, den Christus seinen Vater nennt, „der alleinige Gott“ und zwar „der alleinige wahrhaftige Gott“ genannt, aber auch hier nicht im Gegensatz zu dem Sohn, sondern im Gegensatz zu alle dem, was sonst die Menschen für Gott halten und anbeten. Die, welche der Vater dem Sohn gegeben hat, die Jünger Christi (V. 2.) erkennen den Vater Jesu Christi als den einigen wahren Gott. Die Menschen beten sonst mancherlei Götter an, jedes Heidenvolk hat seinen Gott, seine Götter. Die Juden rühmten sich den Heiden gegenüber der Erkenntniß des wahren, lebendigen Gottes, wollten aber von dem Vater, von dem Christus sagte, daß er sein Vater sei, daß er ihn gesandt habe, nichts wissen. Alle diese Götter, auch der Gott der ungläubigen, Christo feindlichen Juden sind falsche Götter. Der Vater Jesu Christi, den die gläubigen Jünger Christi erkannt haben und anrufen, ist der alleinige wahrhaftige Gott. Das ist die Meinung dieser Worte. So urtheilt auch Hengstenberg: „Wenn Gott als der Einige und Wahrhaftige bezeichnet wird, so wird dadurch sein Gebiet nur nach außen abgegrenzt, nicht gegen den Sohn, der an seiner Ehre theilnimmt, sondern gegen die Welt und die Götter, welche sie sich erdichtet, wie das einfach schon darin liegt, daß nicht die abstracte Gottheit als der einige wahre Gott bezeichnet wird, sondern der Vater Jesu Christi.“ Und wenn nun auch Christo hier nicht expressis verbis derselbe Titel beigelegt wird, wie dem Vater, so wird doch auch Jesus Christus hier durch das, was von ihm ausgesagt wird, als der einige wahrhaftige Gott characterisirt. Christus wird dem Vater einfach nebengeordnet: „daß sie dich . . . und, den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen“. Und in die Erkenntniß Christi wird gleichermaßen, wie in die Erkenntniß seines Vaters, das ewige Leben gesetzt. Das ewige Leben aber besteht in nichts Anderem, als in der Erkenntniß des einigen wahren Gottes. Einen Andern erkennen, der weniger ist, als Gott, der nicht der einige wahre Gott ist, kann keinen Menschen wahrhaft und ewig glücklich und selig machen. Ist Christum erkennen identisch mit dem ewigen Leben, so muß Christus Gott, der einige wahre Gott sein. Es ist auch einerlei Erkenntniß, die Erkenntniß des Vaters Jesu Christi und die Erkenntniß Jesu Christi. Der Vater und Jesus Christus werden in diesem Erkennen, welches das ewige Leben ausmacht, zusammengefaßt. Also ist Christus Eins, Eines Wesens mit dem Vater. Schon 17, 2. war gesagt, daß der Sohn das ewige Leben „gibt“. Das ewige Leben geben ist aber Sache des einigen wahren Gottes.



Wir lassen hier noch die classische Auslegung Luthers von Joh. 17, 3. folgen, soweit dieselbe für unsern Zweck von Belang ist: „Weil wir nun hier so schönen, gewaltigen Text haben, so laßt uns fest daran halten, und mit keinem blinden Griff der Vernunft meistern noch verfinstern, oder zerreißen und anders deuten lassen. Denn da stehen die hellen, dürrn Worte, die jedermann vernehmen und fassen kann: Christus gibt allen, die da glauben, das ewige Leben. Weil aber das ewige Leben niemand geben kann, ohne Gott allein, so muß unwidersprechlich daraus folgen, daß Christus wahrhaftiger, natürlicher Gott sei. Item, weil er das ewige Leben darauf gründet, daß man ihn sammt dem Vater erkenne, daß ohne sein Erkenntniß niemand das ewige Leben erlangen möge, also, daß einerlei Erkenntniß ist, damit er und der Vater erkannt wird, so muß er auch Eines Wesens und Natur mit dem Vater, das ist, eben derselbige wahrhaftige Gott sein, doch eine unterschiedliche Person von dem Vater. Solches, sage ich, ist so klar und gewaltig aus diesem Text, daß auch die Vernunft nicht widersprechen kann. Das ist aber der Fehl, daß sie bei den Worten nicht bleibt, sondern, dieselben aus den Augen gethan und aus dem Wege geräumt, die- weil oben- und nebenaus fährt; will nicht bloß glauben, daß die Worte wahr seien, sondern auch ergründen und begreifen, wie es zugehe oder möglich sei; und weil sie es nicht begreifen kann, darüber davon fällt, und ihr selbst eigene Gedanken macht, und darnach die Worte verdreht und deutet, wie sie es erdacht hat. Daher auch die Arianer sich hier verdreht haben, und diesen Text für sich wollen dehnen, und gedrungen auf das Wörtlein ‚allein‘, daß er spricht: ‚Daß du allein wahrer Gott bist‘; als habe er sich damit selbst ausgeschlossen, und dem Vater allein die Gottheit zugeschrieben. Aber das heißt nicht bewiesen, sondern die Schrift fälschlich gehandelt, Ein Wort heraus gezackt, und über den Text geflattert, daß man nicht sehe, was die Worte, in einander geschlossen, zwingen. Denn das sagen wir auch, daß wahr ist und recht gelehrt, daß kein anderer Gott ist, denn er allein. Aber das wollen sie nicht sehen, daß daran hängt, wie sich Christus dem Vater aller Dinge gleich macht, und so redet, als der auch derselbige wahrhaftige Gott sei, weil er (wie gesagt) das ewige Leben zugleich in seinem und des Vaters Erkenntniß setzt, und aus beiden einerlei Erkenntniß macht. Daß er aber die Worte also setzt: ‚Daß du allein wahrhaftiger Gott bist‘, thut er darum, daß er immerdar will dem Vater die Ehre geben, daß er alles von ihm habe, und also uns durch sich zum Vater führen und ziehen, wie man allenthalben im Evangelio Johannis sieht. Doch mengt und slicht er sich in dasselbige einige göttliche Wesen, Macht und Kraft, weil er mit dem Vater will also erkannt werden, als der das ewige Leben gebe, welches Erkenntniß niemand denn dem wahrhaftigen Gott gehört. Ja, diese Worte sind eben geredet auf's allergewaltigste wider die Arianer und alle Ketzer, Juden und Unchristen, die da sagen und rühmen: Sie glauben nur an Einen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat; und um

des Artikels willen uns Christen verdammen, als die wir einen andern Gott aufwerfen. Denn er will anzeigen, daß sie nicht den rechten wahrhaftigen Gott kennen, ob sie es wohl meinen und rühmen; denn sie ihn nicht treffen, der er ist, noch wissen, wie er müsse erkannt werden, nämlich, daß er der einige wahrhaftige Gott sei, der Jesum Christum gesandt hat 2c. Welches ist so viel gesagt: Wer den rechten einigen Gott will treffen, der muß ihn allein in dem Herrn Christo suchen, denn sonst wahrhaftig kein Gott ist, ohne der Christum gesandt hat. Wer nun den Christum nicht hat, der muß auch des rechten wahrhaftigen Gottes fehlen, ob er gleich weiß und glaubt, daß nur Ein wahrhaftiger Gott sei. Denn er glaubt nicht an den, der Christum gesandt, und durch ihn das ewige Leben gibt. Darum liegt die Macht an dem Wörtlein ‚Dich‘, ‚daß sie dich erkennen, daß du allein der wahrhaftige Gott bist‘. Welchen ‚Dich‘? Der du Jesum Christum gesandt hast. Als sollte er sagen: Die Juden und andere haben auch nur Einen Gott, wie sie meinen; aber dich kennen sie nicht, der du allein wahrhaftiger Gott bist, weil sie Jesum Christum, von dir gesandt, nicht kennen, und ihnen dieweil einen Gott nach ihren Gedanken abmalen, welcher wahrhaftig kein Gott, sondern lauter nichts ist. Also siehst du, wie das Wörtlein ‚allein‘ nicht gesetzt ist, daß er sich vom Vater scheide des göttlichen Wesens halben (weil durch die andern Worte solches genug verhütet ist), sondern eben darum, daß er beide, den Vater und sich zusammenflichte, ja, den Vater an sich heste, wider alle, die einen andern Gott abmalen, oder ihn anderswo suchen, denn in dem Herrn Christo.“ St. Louiser Ausg: VIII, 761—763.

Der Brief St. Pauli an die Römer schließt 16, 27. mit folgender Doxologie ab: *Μόνῳ σοφῶ ἡεῶ διὰ Ἰησοῦ Χριστοῦ, ᾧ ἡ δόξα εἰς τοὺς αἰῶνας, ἀμήν.* „Dem allein weisen Gott durch Jesum Christum, welchem sei die Ehre in Ewigkeit! Amen.“ Der Apostel rühmt hier die Weisheit Gottes, die sich durch Jesum Christum kundgegeben hat, und zwar, wie dies B. 25. 26. hervorgehoben ist, durch die Predigt von Jesu Christo, durch welche der Gehorsam des Glaubens unter allen Heiden aufgerichtet ist. Er nennt Gott den allein weisen Gott. Schon deshalb, weil Jesus Christus hier als der Vermittler der Weisheit Gottes dargestellt wird, dürfen wir Christum nicht von der Weisheit Gottes oder vielmehr die Weisheit Gottes nicht von Christo ausschließen. Die Weisheit des allein weisen Gottes, welche durch das Evangelium von Christo die Heiden zum Glauben führt und also selig macht, ist der Weisheit dieser Welt entgegengesetzt, welche die Menschen nicht vom Verderben erretten kann. Indem aber der Apostel sich nun anschickt, dem allein weisen Gott die Ehre zu geben, die ihm allein gebührt, indem er schreibt: „Dem allein weisen Gott“ und das Prädicat „sei die Ehre“ erwarten läßt und zunächst noch die Worte „durch Jesum Christum“ beifügt, ändert er plötzlich und absichtlich die Construction und schiebt das Relativum *ᾧ*, „welchem“, ein, das sich nur auf das nächste



Object, „durch Jesum Christum“, beziehen kann, und gibt damit Jesu Christo die Ehre, die dem allein weisen Gott zukommt, und bekennet damit Jesum Christum als den allein weisen Gott und schließt sein Sendschreiben mit einem gewaltigen Zeugniß von der wahren Gottheit Christi.

Wenn der Apostel 1 Tim. 1, 17. gleichermaßen „dem allein weisen Gott“, 1 Tim. 6, 15. 16. „dem allein Gewaltigen“, dem Gott, „der allein Unsterblichkeit hat“, Preis und Ehre gibt, so wird auch mit diesen Aussagen keinesweges negirt, daß auch Jesu Christo, dem Sohn Gottes, dieselbe Weisheit, Gewalt und Unsterblichkeit zukommt, sintemal nach dem Zusammenhang beider Stellen Gottes Weisheit und Gewalt als durch Christum vermittelt gedacht wird, sondern die einzigartige Weisheit und Allgewalt und Unsterblichkeit Gottes wird alle dem entgegengestellt, was auf Erden von den Menschen als weise, groß, mächtig und beständig angesehen wird.

Summa: Es ist nur schriftgemäß, wenn die alten Lehrer unserer Kirche den doppelten Satz aufstellen, daß sowohl der Vater, wie auch der Sohn Gottes *ὁ μόνος θεός*, „der alleinige Gott“ sei, daß man aber weder von dem Vater noch von dem Sohn sagen dürfe, daß er *μόνως ὁ μόνος θεός*, „allein“ (nämlich mit Ausschluß des Andern) „der alleinige Gott“ sei.

Daß der Vater dem Sohn irgendwie überlegen sein müsse, daß der Sohn irgendwie vom Vater abhängig sei, resultirt auch nicht aus solchen Sprüchen der Schrift, in denen Gott, der Vater, der Gott Jesu Christi genannt wird, wie z. B. Eph. 1, 17. Wie diese Rede zu verstehen ist, zeigt deutlich das Wort, welches Maria Magdalena aus dem Mund des Auferstandenen vernahm: „Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerem Vater, zu meinem Gott und zu euerem Gott.“ Joh. 20, 17. Hier schließt Christus sich nicht mit seinen Jüngern zusammen, er sagt nicht: Ich fahre auf zu unserm Gott und zu unserm Vater, sondern sagt: „zu meinem Vater und zu euerem Vater“, „zu meinem Gott und zu euerem Gott“, trennt und scheidet sich also, was die Stellung zu Gott betrifft, von seinen Brüdern, den Kindern Gottes auf Erden. Wenn Christus spricht: Gott ist mein Vater, so hat das einen andern Sinn, als wenn ein gläubiges Kind Gottes sagt: Gott ist mein Vater. Christus steht in einem ganz andern Verhältniß zu Gott, dem Vater, als die gläubigen Jünger Christi. Die Alten erinnerten schon: *Deus pater meus natura, pater vester gratia*. Luther bemerkt: „Zum Ersten macht er einen Unterschied zwischen uns und sich, spricht nicht: Ich fahre auf zu unserm Vater, sondern: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerem Vater. Da will er mit anzeigen, daß wir nicht einen andern Vater haben und er auch einen andern; sondern daß wir nicht also des Vaters Söhne sind, wie er. Er ist des Vaters natürlicher und geborener Sohn, und nicht ein Sohn, den er aus einem andern Geschlechte zu sich hätte angenommen; wie man es denn heißt *filios adoptionis*; und diesen Vortheil hat er nun

vor allen andern.“ St. Louiser Ausg. XII, 1381. Und so ist Gott, der Vater, auch in einem andern Sinn der Gott Jesu Christi, als er unser Gott ist. Gott ist unser Gott aus Gnaden, durch Christum. Wir haben durch Christum einen gnädigen Gott. Der Gott Jesu Christi dagegen ist Gott insofern, als er zu Christo in diesem einzigartigen Verhältniß steht, dem Verhältniß des Vaters zu dem eingeborenen Sohn. Die gläubigen Kinder Gottes auf Erden stehen, obwohl Gott ihr Gott und Vater ist, immerhin unter Gott, dieweil sie Gottes Creaturen sind und bleiben, blicken von der Erde aus zu dem Gott empor, der im Himmel ist. Christus weist ausdrücklich eben diese Stellung zu Gott, dieses Dienst- und Subordinationsverhältniß von sich zurück, indem er nicht mit seinen Brüdern gemeinsam betet und bekennt: Unser Gott und Vater! Er steht nicht auf Einer Linie mit den andern Kindern Gottes, er steht vielmehr auf Einer Stufe mit Gott, er ist Gott von Gott.

G. St.

(Fortsetzung folgt.)

### Gal. 3, 20.: „Ein Mittler ist nicht eines Einigen Mittler; Gott aber ist einig.“<sup>1)</sup>

Es ist bekannt, daß diese Stelle von jeher eine *crux interpretum* gewesen ist, und daß kein Vers in der heiligen Schrift so viele Auslegungen erfahren hat, wie dieser. Man zählt deren bereits über 300. Deyling nennt diese Stelle einen *locus controversus* (Obs. S. V, S. 403). Winer sagt: „Nullum facile in omni N. T. locum deprehendi, qui tantam interpretationis diversitatem, quantam hic, expertus sit, ab iis, quorum est harum rerum idonea scientia, facile concedetur.“ (Pauli ad Gal. Epistola, S. 110.) Und der rationalistische Ereget Rückert bemerkt in seinem Commentar zum Galaterbrief, S. 158 f.: „Von dem undurchdringlichen Dunkel, welches auf dem Verse ruht, wird sich der Leser eine Vorstellung machen, wenn er vernimmt, daß unter mehreren Hunderten von Auslegungen, die nicht allein in Commentaren befindlich, sondern in einer Menge von Monographien, Journalen und Recensionen zerstreut, von einzelnen Schriftstellern mit mehr oder minder Vollständigkeit gesammelt sind, wohl nicht zwei übereinstimmend gefunden werden. Was wollen wir nun thun? Diese alle prüfen? Ich gestehe, daß ich dies nicht vermag. Abgesehen, daß — am Ende doch nur ein trauriges Resultat gewonnen werden

1) Der nachstehende Artikel lag vor mehreren Jahren einer Conferenzzarbeit zu Grunde, deren Aufgabe war, nachzuweisen, in welchem Zusammenhange diese Stelle mit der Ausführung des heiligen Apostels in jenem Capitel stehe. Deshalb die ausführliche Darlegung des Gedankengangs, bei welcher die bekanntesten älteren und neueren Commentare benutzt worden sind.



würde, gebracht es mir zu dieser Unternehmung an den unentbehrlichen Mitteln, (jedemfalls hat niemand alles beisammen). Was also? Selbst forschen, was wir finden können. Finden wir auch die Lösung des Räthfels nicht — und ich sage voraus, daß wir sie nicht finden werden —, so wissen wir doch, warum wir sie nicht finden können.“ Rückert bekennt auch schließlich, nachdem er seine allerdings total unrichtige Erklärung abgegeben hat, daß er „keinen Weg sehe, wie diese Sätze“ (Ein Mittler 2c.) „mit dem Vorhergehenden verknüpft werden wollen, um irgend einen hierher gehörigen, lichtvollen Gedanken darzubieten“. (S. 163.) Rückert redet als ein echter Rationalist. Wir wissen, daß St. Paulus auch diese Worte geredet hat, getrieben von dem Heiligen Geist.

Anderer Exegeten, darunter auch Winer, haben erklärt, der ganze Vers sei nur ein Zwischensatz, der unbeschadet des Zusammenhangs ausfallen könnte. (S. 57; Nachricht über die exegetische Gesellschaft. 1822, S. 19.) Wir wissen aber, daß der Heilige Geist nichts Unnöthiges in die Schrift gesetzt hat und keine Parenthesen zu dem Zweck eingefügt hat, damit die Exegeten daran ihren Scharfsinn erproben könnten. Es wäre auch, bemerkt richtig ein neuerer Erklärer dieser Stelle, Hauck (cit. bei Kraußold, Exegetischer Versuch zur Erklärung der vielversuchten Stelle Gal. 3, 20., S. 2), etwas ganz „Eigenthümliches, wenn der Apostel in einer so strikten und strengen Beweisführung, wo er Schritt vor Schritt vorwärts geht und jeden etwa möglichen Einwand hört und abfertigt, wo er jedes Moment, das dazu dient, seine Meinung zu unterstützen, gern aufnimmt“ — und zwar, setzt Kraußold hinzu, „in Betreff der Grundlehre der Paulinischen Doctrin“ (nämlich der Lehre von der Gerechtigkeit aus Gnaden durch den Glauben), — „wenn Paulus bei einer solchen Beweisführung etwas gebracht hätte, was nicht sowohl seinen Beweis verstärken würde, sondern sogar abschwächen müßte, indem ja jedes Ueberflüssige, jedes zwecklos Eingeschobene selbstverständlich hemmt und hindert“. Die hernach abzugebende Erklärung wird und muß deshalb versuchen zu zeigen, daß dieser 20. Vers gerade ein Glied der Beweisführung des heiligen Apostels ist. Es ist deshalb wohl auch nicht ganz zutreffend, wenn Luther zu B. 19. bemerkt: „Dies ist eine kleine Abschweifung, welche Paulus nicht erklärt noch durchführt, sondern nur im Vorbeigehen berührt und darüber hinweggeht. . . . So weit (B. 20.) geht die Abschweifung, jetzt kehrt Paulus wieder zur Sache zurück.“ (St. L. IX, 422. 434.)

Einige wenige Exegeten, namentlich Lücke (vgl. Kraußold, S. 2 ff.), haben sich die Sache leicht gemacht. Lücke erklärt diesen Vers einfach für unecht, hält ihn für eine eingeschobene Glosse. Dem widersteht, anderer Gründe zu geschweigen, schon der eine Umstand, daß, wie Meyer in seinem Commentar (5. Aufl., S. 180) bemerkt, „die Zeugen so einstimmig für die Echtheit entscheiden, daß keine andere Stelle des Neuen Testaments als mehr beglaubigt erscheinen kann. Nicht einmal die geringste Variante in

den einzelnen Worten und ihrer Stellung findet sich, was doch, nach kritischer Analogie zu urtheilen, bei einem aus einer Doppelglosse zusammengekommenen Text kaum begreiflich wäre“.

Ghe wir jedoch zur Besprechung des 20. Verses selbst übergehen, vergegenwärtigen wir uns zuerst den Gedankengang des heiligen Apostels in den vorhergehenden Versen. Die Berücksichtigung des Zusammenhangs ist ja eine der Hauptregeln der Schrifterklärung und hier um so nöthiger, da gerade nachzuweisen ist, daß dieser 20. Vers in den Gedankengang des Apostels gehöre.

St. Paulus hatte im 2. Capitel, V. 16., behauptet, daß die Gerechtigkeit nicht aus dem Gesetze, sondern aus dem Glauben komme, hatte gesagt: „Doch, weil wir wissen, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesum Christum: so glauben wir auch an Christum Jesum, auf daß wir gerecht werden durch den Glauben an Christum, und nicht durch des Gesetzes Werke; denn durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht.“ Diese Behauptung, daß die Gerechtigkeit nicht aus dem Gesetze, sondern aus dem Glauben komme, und daß beides, Rechtfertigung durch das Gesetz und Rechtfertigung durch den Glauben, nicht mit einander bestehen könne, sondern daß eins das andere ausschließe, will St. Paulus jetzt im 3. Capitel beweisen. Zu dem Zwecke beruft er sich zunächst V. 1—5. auf die eigene Erfahrung der Galater. „O ihr unverständigen Galater“, die ihr euch durch gesetzliche, judaisirende Irrlehrer habt abwendig machen lassen von der Wahrheit des Evangeliums und die Gerechtigkeit aus des Gesetzes Werken aufrichten wollt, denket doch zurück an eure eigene Erfahrung: „Habt ihr den Geist empfangen durch des Gesetzes Werke, oder durch die Predigt vom Glauben“, das ist, wurde dadurch, daß ihr Werke, die das Gesetz vorschreibt, vollbrachtet, der Empfang des Geistes bei euch verursacht, oder dadurch, daß euch der Glaube an Christum gepredigt wurde? Die Antwort konnte nicht zweifelhaft sein: in Folge der Predigt des Glaubens, nicht in Folge der Gesetzeswerke haben wir den Heiligen Geist empfangen. Ferner: „Der euch nun den Geist reichet und thut solche Thaten unter (ἐν) euch, thut er's durch des Gesetzes Werke, oder durch die Predigt vom Glauben?“ Sagt selbst: daß der Heilige Geist unter und in euch wirkt, wird das durch des Gesetzes Werke oder durch die Predigt vom Glauben verursacht? Die sich von selbst verstehende Antwort ist: ἐξ ἀκοῆς πίστεως, durch die Predigt vom Glauben. In engem logischen Zusammenhange (Luther: Bis hierher hat Paulus seinen Beweis geführt aus der Erfahrung . . . nun fügt er das Exempel Abrahams hinzu und führt Zeugnisse der Schrift an, S. 300.) fährt Paulus V. 6. fort: „Gleichwie Abraham hat Gott geglaubet, und ist ihm (nämlich dieses Glauben) gerechnet zur Gerechtigkeit.“ Die Rechtfertigung kommt nicht aus den Werken des Gesetzes, sondern aus dem Glauben, gleichwie Abraham durch den Glauben gerechtfertigt war und



nicht durch Werke des Gesetzes. Vgl. 1 Mos. 15, 6. Röm. 4, 3. Daraus aber, daß Abrahams Glaube ihm zur Gerechtigkeit gerechnet ward, ergibt sich, daß die, welche des Glaubens sind, Abrahams Kinder sind, B. 7. Wie aber nur die Gläubigen Abrahams Kinder sind, so sind auch sie es allein, die nach der Schrift am Segen (εὐλογία) Abrahams Theil haben. Es ist also wider die Schrift, wenn den Galatern von den Irrlehrern das Gesetz als Mittel der Rechtfertigung aufgelegt wird. So sind sonach (ὥστε) die Gläubigen diejenigen, welche gesegnet werden mit dem gläubigen Abraham. „Mit Abraham“ als dem Vater aller Gläubigen, vgl. Röm. 4, 11. 12.

Nun folgt ein Beweis aus dem Gegentheil für die Richtigkeit dieses Ergebnisses. „Aus diesem Worte: ‚sie werden gesegnet‘ entnimmt nun Paulus einen andern Beweisgrund, der aus dem Gegentheil herfließt (a contrario).“ Luther, S. 328. Das Gesetz nämlich kann diesen Segen, diese Rechtfertigung schlechterdings nicht gewähren, denn alle, die mit des Gesetzes Werken umgehen, stehen nach der Schrift unter dem Fluch, B. 10. Bringt das Gesetz aber allen, die mit seinen Werken umgehen, den Fluch, so kann an ein Gesegnetwerden derselben nicht gedacht werden, so kann das Gesetz nicht rechtfertigen, und so schreibt denn auch die Schrift ausdrücklich dem Glauben die Rechtfertigung zu, „der Gerechte wird seines Glaubens leben“, B. 11. Vgl. Hab. 2, 4. Röm. 1, 17. Hebr. 10, 38. Schreibt die Schrift aber die Rechtfertigung ausdrücklich dem Glauben zu, so spricht sie sie damit ausdrücklich dem Gesetze ab, denn Glaube und Gesetz stehen in contradictorischem Gegensatz zu einander, das Gesetz ist nicht des Glaubens, hat schlechterdings nichts mit dem Glauben zu thun, sondern der Mensch, der es thut und hält, wird dadurch leben, B. 12. Von dem Fluche aber, den das Gesetz nach B. 10. und 11. ausspricht, hat Christus uns erlöst, dadurch, daß er ward ein Fluch für uns, B. 13. Der folgende Vers aber gibt die göttliche Absicht des Loskaufens vom Gesetzesfluche an, nämlich: „Auf daß der Segen Abrahams unter die Heiden käme in Christo Jesu, und wir den verheißenen Geist empfangen durch den Glauben.“

Gegen das, was Paulus bis hierher von der Rechtfertigung nicht aus dem Gesetze, sondern aus dem Glauben mit Beziehung auf jene dem Abraham gegebene Verheißung gesagt hat, konnte von den Gesetzeslehrern ein Einwurf gemacht werden. Sie konnten einwenden, daß nicht nur die Verheißung, sondern auch das Gesetz von Gott gegeben sei, daß demnach das eine so gültig sei, wie das andere, und wer sich nicht dem Gesetze unterwerfe, könne auch keinen Antheil an der Verheißung haben. Daher weist der Apostel im Folgenden nach, daß der von Gott einst mit Abraham durch jene Verheißung eingegangene Bund durch das späterhin eingetretene Institut des Gesetzes nicht aufgehört habe zu gelten und keine Veränderung durch Zutritt des Gesetzes erfahren habe. Schon eine ratificirte menschliche

Willensstiftung, führt der Apostel aus, bleibt unaufgehoben und ohne Zusage, B. 15. Nun aber ist es Gott, der dem Abraham die Verheißung zugesagt hat, dem Abraham und seinem Samen, welcher ist Christus, B. 16. Was ich also sagen will, ist dies, B. 17.: Wie kann ein göttlicher Verheißungsbund, rechtskräftig gemacht, bestätigt von Gott auf Christum, ehe das Gesetz gegeben wurde, durch das Gesetz aufgehoben werden, welches erst so lange nachher, über 430 Jahre nachher, gegeben worden ist? Und zwar mit Recht, fährt der Apostel, B. 18., fort, verneine ich es, daß durch's Gesetz die Verheißung aufhören, aufgehoben werden sollte. Denn (γάρ) die Verheißung würde ja vernichtet, wenn das Erbe, das Heil, die Seligkeit durch das Gesetz vermittelt wäre. Dies ist aber nicht der Fall, vielmehr, wie eben der mit Abraham geschlossene Bund zeigt, ist das Erbe durch die Verheißung frei geschenkt. Folglich kann nicht bei der contradictorischen Gegenätzlichkeit von Gesetz und Verheißung der Zweck des 430 Jahre nachher gegebenen Gesetzes der gewesen sein, das Erbe an die Gesetzeserfüllung zu binden, denn ein durch Werke des Gesetzes erwirktes und ein durch die Verheißung frei geschenktes Erbe ist ein Widerspruch in sich selbst.

So hat St. Paulus gezeigt, daß das Gesetz nicht in der Absicht gegeben sein kann, den weit früher gestifteten Gnaden- und Verheißungsbund aufzuheben. Da fragt sich's aber und mochte gefragt werden: Wozu ist denn überhaupt das Gesetz gegeben? Welch eine Bestimmung bleibt denn dann noch dem Gesetze im Heilrath, wenn schon lange vor dem Gesetze Rechtfertigung und Leben durch die Verheißung frei geschenkt ist? Es scheint ja dann ein ganz überflüssiges, ja sogar, weil im Gegensatz zur Verheißung stehend, verkehrtes Institut zu sein. Diese Frage: Was soll denn das Gesetz? wirft der Apostel sich selbst auf und beantwortet sie B. 19—24. Das Gesetz hat einen Zweck und ist nicht umsonst gegeben, hat aber nur einen pädagogischen, auf Christum vorbereitenden, zu ihm hintreibenden Zweck (παιδαγωγός εἰς Χριστόν, B. 24.), und zeigt so auf's neue, daß nicht aus dem Gesetze selbst das Heil komme. Es ist dazu kommen um der Sünden willen (τῶν παραβάσεων χάριν προσετέθη), das ist, damit die Uebertretungen zu Wege kämen. Vgl. Röm. 5, 20.: Das Gesetz ist neben einkommen (παρεισήλθεν), auf daß die Sünde mächtiger würde. Der Zweck des Gesetzes ist also Sündensteigerung. Es ist dies aber, wie Philippi (Comm. zum Galaterbrief S. 125) treffend bemerkt: „nicht der göttliche Endzweck, sondern nur göttlicher Mittelzweck.“ Der Endzweck ist: Wo die Sünde gesteigert, mächtig worden ist, da ist doch die Gnade in Christo Jesu viel mächtiger worden. Der vermehrten Sünde tritt überschwängliche Gnade entgegen. Luther sagt: „Wie die Vergebung um der Seligkeit willen da ist, so ist die Uebertretung um der Vergebung willen, so das Gesetz um der Sünde willen. Das Gesetz ist der Anlaß zur Sünde (lex ponit peccatum), die Sünde veranlaßt die



Vergebung, die Vergebung ist die Ursache der Seligkeit" (VIII, S. 1492). Das Gesetz aber ist dazu kommen um der Sünde willen, „bis daß der Same käme, dem die Verheißung geschehen ist“. Damit folgt die Benennung der Zeit, für welche das Gesetz gegeben worden ist, der terminus ad quem der Bestimmung und des Bestehens des Gesetzes. Das Gesetz ist also nur ein vorübergehendes, zwischen Verheißung und Erfüllung zwischen eingekommenes Institut; und es, nämlich das Gesetz, „ist gestellet von den Engeln durch die Hand des Mittlers“.

L. F.

(Schluß folgt.)

## Literatur.

**The Negative Criticism and the Old Testament.** *An all around survey of the negative criticism from the orthodox point of view, with some particular reference to Cheyne's "Founders of Old Testament Criticism."* By Theodore E. Schmauk, Lebanon, Pennsylvania. Aldus Company, Publishers. 1893. 232 Seiten in Leinwand gebunden. Preis: \$1.00.

Als die Magdeburger Centuriatoren den Pseudo-Isidor, der seit Jahrhunderten als Rechtsgrundlage für päpstliche Anmaßungen gedient hatte, der Kritik unterwarfen, da kam es zur Entlarvung des großartigsten, unverschämtesten literarischen Schwindels der Welt- und Kirchengeschichte. Wenn aber die sogenannte „höhere Kritik“ unserer Tage mit ihrer Behandlung des Alten Testaments recht hätte, dann wäre die heilige Schrift Alten Testaments, *horribile dictu*, ein Schwindelproduct, neben dem der Pseudo-Isidor wie eine Maus neben einem Elephanten stehen würde. Zu den Aehnlichkeiten zwischen beiden würde gehören, daß, wie der Pseudo-Isidor zum Zweck der Rechtfertigung einer weiteren Verlegung des Schwerpunktes kirchlicher Gewalt nach Rom mit Fiktionen operirte, die als Documente aus früheren Jahrhunderten, als Rechtsfestsetzungen früherer Päpste, erscheinen sollten, so z. B. das Buch Deuteronomium als eine wahrscheinlich durch Iffitia fabricirte, fälschlich, als angeblicher Fund, Mose zugeschriebene und auf diese Weise mit Ansehen ausgestattete Rechtsgrundlage für die Reformen unter Josia entstanden wäre, ebenso andere Bücher, wie das 2., 3. und 4. Buch Mose, ihre Entstehung größtentheils dem Umstand zu verdanken hätten, daß man für die Reconstruction des jüdischen Volks und Gottesdienstes unter Esra wieder eine respectgebietende Sammlung angeblich alter Rechtsfestsetzungen haben wollte und zu diesem Zweck zurecht gemacht hätte, und überhaupt hin und her in den alttestamentlichen Schriften ein Gewimmel von Fälschungen vorläge, die von Priestern, Propheten und Königen oder ihren Werkzeugen zur Förderung ihrer mit einander collidirenden Parteiinteressen zusammengelogen worden wären und die nun die höheren Kritiker im Schweize ihres Angeichts aus einander zu wirren hätten. Im Unterschied aber von dem Pseudo-Isidor, der doch seine groben Fälschungen nur mit päpstlicher Autorität bekleidet hat, hätten die Erfinder und Zusammensteller der Fiktionen, von denen die „höhere Kritik“ fabelt, nicht nur Kriegslieder aus der Maccabäerzeit für Psalmen Davids, nicht nur spätere Tendenzromane für uralte Geschichte ausgegeben, sondern sich eines überaus greulichen Mißbrauchs des Namens Gottes schuldig gemacht, für ihre Machwerke göttliches Ansehen beansprucht, und hätte nicht nur das jüdische Volk, hätten nicht nur Christus und die Apostel jene Falsificate als Schriften Moses und der Propheten und als heilige Schrift und Gottes Wort anerkannt, sondern ruhte der christliche Glaube und damit die ganze christliche Kirche auf einem Grunde, der hundertmal nichtswürdiger wäre als der Pseudo-Isidor, auf den das Papstthum seiner Zeit gebaut hat. Wenn man im Chor der Kritiker einer solchen Bibel kritischer Construction oder Destruction doch noch in einem gewissen Sinne Göttlichkeit einräumen

will, etwa wie auch die Werke eines Dichters göttlichen Geistes seien, so sollten sich nicht nur alle Christen, sondern auch alle Dichter solche Gleichstellung verbitten, die doch so ehrlich sind, ihre Dichtungen als das, was sie sind, in den Markt zu bringen. Die Evolutionstheorie, welche der „höheren Kritik“ wie dem Darwinismus zu Grunde liegt, schimpft in ersterer das liebe Bibelbuch viel schändlicher als in letzterem das Menschengeschlecht.

Von dieser negativen Kritik handelt auch das Buch, welches wir hiermit zur Anzeige bringen. Dem Inhalt desselben hätte allerdings der Titel *The Negative Criticism and the Pentateuch* mehr entsprochen; denn es befaßt sich fast ausschließlich mit der Pentateuchkritik. Ueberhaupt wird solchen Lesern, welche nicht schon aus Anschauung mit der „höheren Kritik“ bekannt sind, manches unverständlich sein, was sie hier finden, besonders da das *πρώτον ψευδος* der Methode dieser Kritiker nicht in's Licht gestellt ist, daß nämlich, wie die Tübinger Schule ihrer Kritik des Neuen Testaments eine erdichtete Urgeschichte der christlichen Kirche zu Grunde legte, so auch die „höhere Kritik“ der alttestamentlichen Schriften auf einer erdichteten Geschichte des Volkes Israel aufgebaut ist, nach welcher die Evolution des alttestamentlichen Schriftthums construiert wird, während der Jehovist und der Elohist und ähnliche Erfindung nur noch zum Apparat für die Ausführung gehören. Damit wollen wir aber den Werth dieses Buches keineswegs herabsetzen. Es ist ein Zeugniß für die Wahrheit, für die Göttlichkeit der Heiligen Schrift, und enthält viel Treffliches in treffenden Worten. Es ist ein Buch, das man auch intelligenten Laien in die Hand geben mag, wenn sie etwa in ihrer Lectüre über Producte der „höheren Kritik“ gerathen und dadurch beunruhigt sind, während man vor Werken wie der *Encyclopaedia Britannica*, die von der neuen Kritik böse angefauert ist, ernstlich warnen muß.

A. G.

**Questions and Answers to the Six Parts of the Small Catechism of Dr. Martin Luther, translated from the fourth edition of the House-School- and Church-Book for Christians of the Lutheran faith of Pastor Wilhelm Loehe by Edward T. Horn, D. D. Columbia, S. C. W. J. Duffie. Preis in Schulband 25 Cents.**

Ob schon dem Loehe'schen „Haus-Schul- und Kirchenbuch“ ja leider einige Mängel in der Lehre anhaften, besonders, wo die Lehre vom Amt in Betracht kommt, so ist doch diese Uebersetzung entschieden zu den besten catechetischen Arbeiten zu rechnen, die inmitten der englisch-lutherischen Kirche unsers Landes erschienen sind, und wer englischredende Katechumenen zu unterrichten hat, wird diese schlichte Zergliederung und Erklärung des kleinen Katechismus bei seiner Vorbereitung fruchtbar gebrauchen können, um so mehr, da auch der englische Ausdruck fast durchweg musterhaft ist. Als recht sinnstörenden Druck- oder Schreibfehler erwähnen wir nur, daß es in der Antwort auf Frage 815 heißt *our gross sins*, wo *our gross senses* stehen sollte.

A. G.

**Bibel og Geologi. Et i de virkelige Forhold begrundet Forsvar for den simple, ligefremme Forstaaelse af den mosaiske Beretning om Skabelsen og Syndflooden m. m. Et Indlæg mod den falske geologiske Theorier. Af R. Thronsdén. Decorah, Iowa. Forfatterens Forlag. 1893. XIV u. 352 Seiten.**

Diese apologetische Arbeit zeichnet sich vor manchen Ausöhnungsversuchen zwischen der Bibel und der menschlichen Wissenschaft unserer Tage vortheilhaft aus, indem sie nicht auf einen Compromiß durch zwei Subtractionsexempel, wobei Moses den Haupttheil der Kosten tragen muß, hinausläuft, sondern ganz und voll für den mosaischen Schöpfungsbericht, wie er lautet, eintritt. Auch von der Geologie gilt ja, was von jeder Natur- und Geschichtsforschung gilt, daß ihre wirklichen, wahren Forschungsergebnisse der Bibel nicht widersprechen. Die geologischen Theorien hingegen, welche der Schrift widersprechen, sind nicht nur irrig, so gewiß die Schrift Wahrheit ist, sondern schiebt man noch näher zu, so findet man, daß sie auch Erklärungen sind, die nicht wirklich erklären, Begründungen, die nicht genügend begrün-



den, nicht ein Lesen im Buch der Natur, sondern Buchstabirübungen solcher, welche das Buch der Natur verkehrt in der Hand halten, Erdichtungen solcher, welche zwischen die Zeilen hineinlesen, was nicht drinsteht, Interpretationen solcher, welche die Sprache der Natur nach einer falschen Grammatik auslegen, Zeugnißaufnahmen solcher, welche einen Hauptzeugen, der auch in der Natur, der Erde in ihrer gegenwärtigen Verfassung, sein Zeugniß niedergelegt hat, nämlich die Sündfluth, geflissentlich unverhört lassen, Poesieen, welche sich für Geschichtschreibung ausgeben, während sie den wirklichen Geschichtschreiber Moses, durch den der Geist Gottes redet, zum Poeten stempeln wollen. Diese Theorien sind es, die der Verfasser der vorliegenden Schrift niedriger hängt. Allerdings sind die Ergebnisse seiner Erörterungen vorwiegend die einer negativen Kritik. Er ist selber offenbar nicht Geologe von Fach und hat darum ganz recht gethan, daß er sich nicht als solcher gerirt. Aber es braucht einer nicht Uhrmacher zu sein, um zu wissen und zu zeigen, daß eine Uhr falsch geht, und daß es Thorheit ist, wenn einer nach seiner falschen Uhr die Sonne corrigiren will, wie die Geologen nach ihren Theorien die Schrift meistern wollen.

A. G.

**Die Bibel oder die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung D. Martin Luthers.** Durchgesehen im Auftrag der Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz. Stuttgart. Privilegierte Württembergische Bibelanstalt. 1893. Taschenbibel mit Apokryphen. In Ledertuch gebunden. Preis: 1 Mark 20 Pf.

Diese billige, handliche Ausgabe der „revidirten Bibel“, die leider in Deutschland die Stelle der alten Lutherbibel beansprucht, wird sich vielleicht mancher unter unsern Lesern gerne anschaffen, um diesen „revidirten Text“ aus eigener Anschauung kennen zu lernen und gelegentlich zu vergleichen. Die acht Seiten geographischer Karten sind eine brauchbare Beigabe, und die Ausstattung des ganzen Buchs ist vortrefflich.

A. G.

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**Ohio und Iowa.** „Was ist von einer Vereinigung der Ohio-Synode mit der Iowa-Synode zu halten? Ein Referat der Chicago-Conferenz des Wisconsin-Districts der Synode von Ohio vorgelegt und im Auftrage derselben veröffentlicht von J. Klindworth, ev. luth. Pastor.“ Dies ist der Titel einer 31 Seiten umfassenden Schrift, deren Verfasser 17 Jahre lang Glied der Iowa-Synode gewesen ist, zur Zeit aber sich zur Ohio-Synode hält. Drei Fragen nimmt Past. Klindworth behufs Beantwortung seiner Hauptfrage vor: I. welches eigentlich der dermalige Standpunkt der Iowa-Synode sei; II. ob die Iowa-Synode diesen Standpunkt aufgeben wolle; III. ob man auf Grund der Ohio-Iowa'schen Thesen von Michigan City in eine Vereinigung willigen könne. Nach gegebener Darlegung der Iowa'schen Lehrstellung beantwortet er dann die zweite Frage mit Nein und führt Beweis dafür, und beantwortet er auch die dritte Frage mit Nein und fügt seine Begründung bei. Past. Klindworth weist darauf hin, wie in den Thesen III, b., V und VI, a. der Vereinbarungen von Michigan City der alte Iowa'sche Standpunkt zum Ausdruck komme und auch aus den späteren Erklärungen Past. Deindörfers, des Allg. Präses der Iowa-Synode und Redacteurs ihres Synodalorgans, hervorgehe, daß man die frühere Lehrstellung der Synode nicht preisgegeben habe noch preisgeben wolle. Ueber Thes. VI, die von „Prädestination und Bekehrung“ handelt, schreibt Past. Klindworth u. a. folgendes:

„Diese Theses ist von Dr. Fritschel vorgelegt worden und zwar, wie man mir berichtet hat, mit der Erklärung, daß die Ohio-Synode ohne Zweifel in der Gnadenwahrlehre recht stehe, aber doch Ausdrücke gebraucht habe, die mißverständlich wären, für welche die Iowa-Synode bei der Vereinigung nicht verantwortlich sein wolle. Gegen diese Theses haben wir unsrerseits aber wichtige Einwendungen zu machen. Erstlich kommt darin (a) der Iowa'sche Standpunkt nicht undeutlich zum Vorschein, wie wir oben bewiesen haben; zum andern können wir sie (b) nicht annehmen, weil sie nicht klar und richtig ist. Sie klingt zwar ganz antisynergistisch, und hat deshalb auch Manche getäuscht, daß sie gemeint haben, die als Synergisten verschrienen Ohioer könnten die These ohne Widerruf nicht ehrlich annehmen. Aber genau besehen ist es nicht so; denn es sind Einschränkungen dabei, welche es zum wenigsten zweifelhaft erscheinen lassen, ob der Synergismus wirklich abgewiesen ist. Erstlich heißt es: die Befehrung ‚als Sezung eines neuen geistlichen Lebens‘, das ist doch wohl die Wiedergeburt, die hier von der Befehrung noch unterschieden werden soll. Anders betrachtet, das folgt aus dieser Einschränkung, braucht Mitwirkung, Selbstbestimmung und gutes Verhalten nicht ausgeschlossen zu werden, da wäre noch viel Raum für den Synergismus! Dann heißt es weiter: ‚in dem Sinne, daß sie dadurch bewirkt werde‘; da bliebe in einem andern Sinne, der freilich nicht näher bezeichnet ist, noch Mitwirkung und Selbstbestimmung, auch noch ein gutes Verhalten, das auch nicht näher bestimmt ist, übrig. Die ganze lange Periode ist sehr unklar, weil sie Mitwirkung, Selbstbestimmung und gutes Verhalten neben einander auführt.“ — Inwiefern diese Ausstellungen begründet sind, wollen wir jetzt nicht erörtern; wir haben uns über die Friedenspräliminarien von Michigan City schon anderweitig ausgesprochen. Es liegt uns hier nur daran, unsern Lesern mitzutheilen, welcherlei Beurtheilung jene Abmachungen selbst inmitten der Ohio-Synode erfahren. — Nachdem Past. Klindworth über die These von Prädestination und Befehrung schließlich noch gesagt hat: „Aber diese Theses mit ihren verworrenen Bestimmungen und dunklen Schlupfwinkeln können wir nicht annehmen, sondern müssen sie entschieden abweisen“, fährt er fort: „Wenn wir nun auf Grund dieser Thesen, welche teilweise den Charakter eines Kompromisses an sich tragen, nicht in eine Vereinigung willigen können, so ist damit keineswegs gesagt, daß wir nicht eine Vereinigung der lutherischen Synoden wünschten und begehrten oder die Trennungen und Spaltungen in der luth. Kirche unsers Landes nicht aufs tiefste beklagten. Wir wollen aber Klarheit und Wahrheit, eine Einigung in der Lehre und keine falsche Union.“ — Das müssen sich Leute, die Missouri falscher Lehre zeihen und darauf hin Zertrennung angerichtet haben, von ihren eigenen Synodalgenossen sagen lassen.

A. G.

**Einigung ohne Einigkeit.** Vertreter des General Council und der General-Synode haben in Philadelphia eine Versammlung gehalten und wunderliche Beschlüsse gefaßt. Sie haben zuerst beschlossen, sich nicht ermächtigt zu finden, „auf eine Discussion der angeblichen Differenzen in der Lehrbasis der General-Synode und des General Council einzugehen“. Das ist eine Erklärung, die thatsächlich besagt, man solle und wolle sich geflissentlich hüten, das zu thun, was nöthig ist, um eine wirkliche, Gott gefällige Einigkeit zwischen den beiden Körperschaften herbeizuführen. Sodann wurde beschlossen, „wo immer der eine Körper ein Gebiet besetzt habe, solle der andre Körper solche Besitznahme respectiren und sich jedes Versuchs, eine weitere Gemeinde daselbst zu pflanzen, enthalten“. Das ist ein Abkommen, wie es seiner Zeit das New Yorker Ministerium mit den Episcopalen getroffen hatte, und zwar „wegen der Gleichheit der Lehre und nahen Bewandtschaft der kirchenzucht“. Die Leute vom Council und von der General-Synode aber brauchen zu



solchem Uebereinkommen auch nicht einmal eine gedachte oder angebliche „Gleichheit der Lehre“, sondern treffen ihre Vereinbarung, nachdem sie vorher auf eine Discussion der Lehrbasis verzichtet haben, und erklären nachher noch ausdrücklich, daß ihre „Beschlussnahme nicht auf eine Weise ausgelegt werden solle, als ob darin ein Vergleich oder Aufgeben irgend eines Punktes in der Lehrstellung der theiligten Körper enthalten sei“. Das kann einen fast anmuthen, als hätten die Herren einmal recht mit Fleiß und Bedacht demonstrieren wollen, wie man es nicht machen müsse, und in diesem Falle wäre ihnen ihr Vorhaben vorzüglich gelungen.

A. G.

**Ein neues Seminargebäude** wird in Gettysburg errichtet. Bei der Grundsteinlegung am 22. Februar hielt der greise Dr. Morris, der auch einst am 26. Mai 1831 bei der Grundsteinlegung des jetzigen alten Seminargebäudes zugegen war, eine Rede, in welcher er seine Freude darüber aussprach, daß das falsche Lutherthum der Gründer des Seminars, eines S. S. Schmucker und B. Kurz, ein überwundener Standpunkt sei und Lehren wie die lutherische Wahrheit von der wiedergebärenden Kraft der Taufe und der wahren Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl sich in der General-Synode Bahn gebrochen hätten. Damit hat er manche, denen selbst die General-Synode zu lutherisch werden will, arg vor den Kopf gestoßen. Aber daran kehrt sich Dr. Morris nicht. Nach ihm redete noch Dr. L. C. Albert, der den Leuten vom linken Flügel besser zusagte. Den Grundstein legte Past. M. G. Boyer, der Präsident des Verwaltungsrathes. Durch diesen Seminarbau sind nun wohl die Gedanken an eine Verlegung der Anstalt nach der Hauptstadt Washington endgültig abgethan.

A. G.

**Fort mit den Bekenntnissen!** Das ist die Parole der Unionschwärmer von der Art des *Herald of Christian Liberty*, der sich über folgende Erklärung freut, die er aus einem ihm stammverwandten Blatte abdruckt. „Wir sagen frank und frei, daß wir unsrerseits völlig bereit sein würden, die ganzen Neununddreißig Artikel in das tiefste Loch im Atlantischen Meer zu werfen und dazu das Westminster-Bekenntniß, die Augsburgerische Confession, die Helvetische Confession und jede sonstige päpstliche oder sonderkirchliche Philosophie des Christenthums, die je geschrieben ist seit dem Concil von Chalcedon, wenn wir dadurch die Sache der christlichen Union befördern könnten.“ Natürlich. Der *Herald* und sein Vetter haben gut andrer Leute Sachen wegwerfen. Die *Lutheran World* erinnert hierbei an Dr. Nashby, der in seiner patriotischen Begeisterung bereit war, die Verwandten seiner Frau sammt und sonders auf dem Altar des Vaterlands zu opfern.

A. G.

**„Suspension vom Predigtamt und seinen Functionen“** verhängt der „Präsident des Ministeriums von Pennsylvania“ in folgender Form: „Auf Ansuchen der Allentown Conferenz des Evang.-Lutherischen Ministeriums von Pennsylvania und benachbarten Staaten, an welche, als Nachfolgerin der zweiten Districts-Conferenz, der Fall des Pastors N. N.<sup>1)</sup> überwiesen worden war, erkläre ich hiermit, daß der besagte Past. N. N. von N. bis zur nächsten Versammlung des Ministeriums vom Predigtamt und seinen Functionen suspendirt ist. U. Späth, Präsident des Ev. Luth. Ministeriums von Pennsylvania und benachbarten Staaten. Mount Airy, Philadelphia, 5ten Januar 1894.“ Den Pastor, um den es sich hier handelt, hat seine Gemeinde berufen und mit der Ausübung der Functionen des Predigtamts beauftragt. Hat er sich nun des Predigtamts unwürdig gemacht, so kann ihn die Gemeinde, die ihm diesen Dienst aufgetragen hat, desselben auch wieder ent-

1) Wir haben keinen Grund, den Namen des Suspendirten abzudrucken. U. u. W.

heben, und wenn sie das thut, übt sie ihr Recht und ihre Pflicht aus. In der Pennsylvania-Synode aber übt dies Recht der Gemeinde der Synodalpräses vorläufig und das Ministerium endgültig aus. Das ist eine Verkürzung der Gemeinderechte, die auch dadurch, daß sich die Gemeinden solchen Eingriff gefallen lassen, keineswegs gerechtfertigt ist, so wenig, wie es gerechtfertigt ist, daß die Ausübung der Lehrzucht den ordinirten Predigern allein mit Ausschluß der Gemeinden oder ihrer Vertreter reservirt ist und die Gemeinden sich das gefallen lassen. Das heißt die Gemeinden als geistlich Unmündige behandeln. Eine Synode, in der solche Ordnungen oder Unordnungen gelten, ist nicht ein beratender Körper, sondern ein Gerichtshof, der urtheilt, wo er keine göttlich berechnigte Jurisdiction hat, und die Synoden, welche so constituirte sind, sollten diesen alten hierarchischen Sauerteig so bald wie möglich auslegen. A. G.

**Höhere Kritik.** Dr. Howard Osgood, Professor am baptistischen Seminar in Rochester, N. Y., schrieb kürzlich in "Christian Thought" Folgendes über und gegen die moderne Bibelfritik: "The fundamental principle of Higher Criticism, as defined by Kuenen, is that the supernatural is excluded from all consideration. This, of course, excludes all belief in and all consideration of miracles. If there is no supernatural in the world, no miracle, there has been no revelation from God, which would be a miracle. No supernatural, no miracle, no revelation, no prophecies—that are the necessary presuppositions, according to this school, of an unprejudiced study of the Bible. . . . No one is ever called to a theological professorship in a German university, because he is a converted man, or believes the Bible. The one question is: Is he sufficiently learned and can he teach? Pfleiderer and Harnack do not believe in the supernatural; Wellhausen declares himself a polytheist; Kuenen, so his biographer tells us, made it his purpose in life to strip Christianity of every remnant of supernaturalism. . . . There is one spot on earth, where you will never hear sin mentioned or salvation spoken of. It is in their Criticism." L. F.

**Beweltlichung der Methodistenkirche.** Das Blatt der Methodisten, "Western Christian Advocate," klagt: In der Methodistenkirche sei die Rettung der Seelen der letzte und unwichtigste Gedanke. Die Gemeinden seien gesellschaftliche Vereine. Die Glieder ließen sich aufnehmen, weil sie hofften, so größeren Erfolg in der Gesellschaft, dem Geschäft und der Politik erringen zu können. Man wolle nur noch solche Prediger, welche die „rauen“ Stellen der Bibel zu glätten, die Ohren zu kitzeln und die Verdammniß aus den Augen zu halten verstünden. Die Kirche benutze man, um die Mode und den Kleiderputz zu entfalten. Gemeindebeamte und Communicanten könne man im Theater, in der Oper, beim Pferderennen, Kartenspiel und Tanz wiederfinden. Der Unterschied zwischen Welt und Kirche sei verwischt. Die Durchführung der Kirchenzucht würde die Mitgliederzahl in einem einzigen Jahre um die Hälfte vermindern, die Missionsvereine bankrott machen, die modernen Kirchen schließen und Pastoren und Bischöfe unbezahlt in Noth lassen. — Es ist die alte Geschichte: Abgekühlte Schwärmerei ist natürlicher Unglaube und Weltfönn. F. B.

**Rom in America.** Der Londoner "Chronicle" schreibt: „Rom in America ist in der Vorwärtsbewegung in einem größeren Grade begriffen, als allgemein angenommen wird, und diejenigen, welche die Frage studirt haben, haben keinen Zweifel mehr, daß die zukünftige Wohlfahrt der Republik in den Händen der italienischen Mission liegt, die jetzt in ihrer Mitte blüht.“ — Das papistische Blatt "La Minerve" in Montreal, Can., glaubt auch, daß in den Vereinigten Staaten dem Papste das lang erwünschte Morgenroth bald dämmern werde. Dasselbe schreibt: „Wir können



hoffen, daß in nicht allzu ferner Zeit eine neue Ära für unsere [papistischen] Glaubensgenossen jenseits der Grenze herauf dämmern wird.“ — Wenn unser mit Blindheit geschlagenes americanisches Volk sich je in dem Schooße des Rabenvaters zu Rom befinden und von den eisernen Umarmungen desselben mit Seufzen erwachen sollte, so wird es vor andern die feile Tagespresse, welche nicht müde wird, Rom zu lobhudeln, als den Verräther seiner Freiheit anklagen. Möge Gott der Bosheit des Antichrists steuern und seiner bald ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft.

F. B.

## II. Ausland.

**Prof. D. v. Frank †.** Wir entnehmen der „A. G. L. R.“ folgende Mittheilung: „Wie wir in der letzten Nummer schon mittheilten, ist am 7. Februar frühmorgens der Professor der Theologie, Geheimrath D. Fr. v. Frank in Erlangen gestorben. Eine Blutstocung im Gehirn hat ihm den Tod gebracht. Nachdem er noch am Sonntag, den 4. Februar, gesund sich niedergelegt hatte, fand man ihn am Montag früh bewußtlos im Bette liegen. Nur zuweilen kehrte das Bewußtsein noch auf einige Augenblicke wieder. Vom Dienstag-Nachmittag 3 Uhr an blieb der bewußtlose Zustand anhaltend; der Sterbende wurde immer stiller, bis der Geist ohne jeglichen Kampf am 7. Februar früh 7¼ Uhr seine irdische Hülle verließ. . . . v. Frank war am 25. März 1827 zu Altenburg geboren. Seine Universitätsstudien, die der Theologie und Philologie galten, machte er von 1845 bis 1851 in Leipzig. Nach ihrer Beendigung widmete er sich zunächst dem Schuldienst; zuerst war er von 1851 bis 1853 Subrector in Rakeburg, sodann von 1853 bis 1857 Professor am Gymnasium zu Altenburg. Hier trat er zum ersten Mal schriftstellerisch hervor, indem er 1856 einen Band ‚Evangelische Schulreden‘ herausgab. Während er als Schulmann seine philologischen Kenntnisse erweiterte und befestigte, sodaß er insbesondere die lateinische Sprache so geläufig handhabte wie die deutsche, versäumte er nicht, in die Wissenschaft der Theologie immer tiefer einzudringen. Damals schon gab er sich einem gründlichen Studium der altlutherischen Dogmatiker hin, wodurch er den Grund zu seiner späteren theologischen Gelehrsamkeit legte. 1857 wurde er als außerordentlicher Professor in die theologische Facultät zu Erlangen berufen und schon im folgenden Jahre zum ordentlichen Professor für systematische Theologie ernannt. Bald nach dieser Berufung gab er sein erstes bedeutendes Werk ‚Die Theologie der Concordienformel, historisch-dogmatisch entwickelt‘ (1858 bis 1865) heraus, welches die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn lenkte. Es war eine Glanzzeit der Erlanger Facultät; als er in dieselbe eintrat, denn noch standen in voller Wirksamkeit von Hofmann, Thomasius und von Zeschwitz, und es mochte für den jungen Theologen nicht leicht sein, neben diesen hervorragenden Männern einen Wirkungskreis sich zu schaffen, zumal auch die systematische Theologie, welche Franks Stärke war, damals noch durch Thomasius vertreten wurde. In der That wurden seine Collegien lange nicht in dem Maße besucht, wie die der drei Genannten. Den Kennern freilich wurde die tiefangelegte und gründliche Gelehrsamkeit Franks immer klarer, besonders als er im Jahre 1870 mit dem ‚System der christlichen Gewissheit‘ hervortrat, in welchem er eine neue theologische Disciplin als Vorstufe der Dogmatik geschaffen hatte. Immerhin wurde der Tod des Professors Thomasius 1875 und bald darauf von Hofmanns 1877 als ein Schlag für die Facultät empfunden, von welchem man eine Einbuße ihres Ruhmes und ihrer Frequenz befürchtete. Man hatte sich geirrt. Schon ehe Thomasius starb, hatten die Vorlesungen Franks mehr und mehr Beifall gefunden. Seit jenem Todesfall aber wuchs die Zahl seiner Schüler in so bedeutendem Maße, daß ihm schließlich die größeren Hörsäle zur Ver-

fügung gestellt werden mußten. Die schwierige Sprache, welche in seinen gedruckten Werken manchen zurückschreckte, trat in den Vorlesungen völlig zurück. Freilich trugen auch sie die Züge einer streng geschulten Systematik und waren im Aufbau der Gedanken so bewunderungswürdig, daß auch Nichttheologen zu seinen Collegien eilten. Den Theologen imponirte aber neben der Macht seines Geistes insbesondere die innere Glaubenskraft, welche aus seinen Worten sprach. Wenn er auf dem Katheder stand, so gewann man den Eindruck eines Zeugen, eines Mannes, dem das, was er lehrte, heilige und unumstößliche Gewißheit war. Unwillkürlich dachte man an das Wort: „Ich glaube, darum rede ich.“ Infolgedessen wirkte er bei seinen Zuhörern nicht bloß eine Vermehrung des Wissens, sondern eine persönliche Kraftwirkung des Glaubens und Bekenntnisses ging von ihm aus, welche seinen Schülern unvergeßlich bleiben wird. Selbst solche dogmatische Abschnitte, die gewöhnlich für trocken gelten, etwa die Lehre von den Eigenschaften Gottes, wußte er plastisch zu gestalten und mit Fleisch und Blut zu umkleiden. Wenn er aber zu den vornehmsten Heiligthümern des Glaubens kam, dem Verdienste Christi und seinem stellvertretenden Leiden, zu der Befehrung und der Heiligung, so waren diese Stunden wie ein feierlicher Gottesdienst, aus welchem die Zuhörer ernst und bewegten Herzens schieden. Aus jedem Worte sprach die Liebe zu seinem Herrn, zu welchem er die junge Theologenwelt zu ziehen bemüht war, und mit welchem er augenscheinlich in lebendigem, persönlichem Verkehr stand. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß er seine Theologie durchaus im Sinne der lutherischen Kirche lehrte; er hielt seine Kirche überaus hoch und ihre Bekenntnisse dem Worte Gottes entsprechend. Viele Geistliche, insbesondere in Bayern, verdanken ihm ihre Liebe zur lutherischen Kirche und die Klarheit des Blickes gegenüber unionistischen Bestrebungen der Gegenwart. Klar durchschaute er die Gefahr, mit welcher Ritschl die Kirche bedrohte, und er säumte nicht, gegen dessen Irrthümer in Wort und Schrift zu zeugen. Ritschl seinerseits unterschätzte diesen Gegner so wenig, daß er ihn in seinen Vorlesungen häufig zum Gegenstand seiner verschiedenartigen Angriffe machte. Wider Willen trug er dadurch freilich nur dazu bei, daß Franks Name auch in Göttingen zu einer Größe wurde, welche kennen zu lernen vielen nothwendig erschien. Manche kamen lediglich durch Ritschls Opposition angeregt nach Erlangen, und wenn auch nicht alle sich dem Einfluß Franks hingaben, so durfte er doch die Freude erleben, daß manche der Ritschl'schen Theologie den Rücken wandten. Frank dürfte wohl der bedeutendste und wichtigste Gegner jener Theologie gewesen sein. Nicht bloß bei der theologischen Jugend, sondern auch bei den Männern der Wissenschaft stieg Franks Ansehen. Es erging an ihn mancher ehrenvolle Ruf, so auch einer nach Berlin; allein er blieb Erlangen treu. Von seiner Bedeutung und der großen Zahl seiner Schüler legt auch die Thatfache Zeugniß ab, daß sein „System der christlichen Wahrheit“, welches 1878—80 zum ersten Mal erschien, trotz seiner zum Theil sehr schwierigen Sprache kürzlich die dritte Auflage erlebte. Sein „System der christlichen Sittlichkeit“ (1884—89) ist allerdings über die erste Auflage noch nicht hinausgekommen; doch ist dabei zu bemerken, daß dieselbe auf Wunsch seines damaligen Verlegers in doppelt so viel Exemplaren als gewöhnlich gedruckt wurde. Immer größer wurde die Anziehungskraft seines Namens; im laufenden Wintersemester sah er mehr Hörer zu seinen Füßen, denn je zuvor. Mitten aber in seinem thatkräftigen Wirken wurde er zum großen Schmerz weiter Kreise dahingerafft. Alles empfing den Eindruck, daß eine Säule der lutherischen Kirche und Theologie gefallen sei. Es ist hier nicht der Raum, noch weiter auf seine literarische Thätigkeit, wie er sie u. a. in seiner Mitarbeit für die „Neue kirchl. Zeitschrift“ entfaltete, auf seine Thätigkeit für die bayerische Landeskirche speciell und für die lutherische Mis-



sion, auf seine persönlichen Eigenschaften, den Adel seiner Gesinnung, die Milde seines Urtheils zc. einzugehen. Noch weniger können wir uns näher mit der Grundlage seines theologischen Systems befassen. Was man auch gegen die subjective Haltung desselben einwenden möge, so viel steht fest, daß er eine Schule bildete, welche entschieden am Worte Gottes und dem Bekenntniß der lutherischen Kirche festhielt. Wir hoffen, von berufener Hand ein ausführlicheres Lebensbild dieses hochbedeutenden Mannes in unserm Blatte geben zu können. Wir scheiden von ihm mit dem Gefühle tiefer Trauer um seinen Hingang, zugleich aber des Dankes gegen Gott für den reichen Segen, den die Kirche durch Franks Zeugniß empfangen durfte.“ — Indem wir uns eine nähere Charakteristik der Frank'schen Theologie, von welcher wir übrigens schon oft in diesem Blatt Notiz genommen haben, für später vorbehalten, fügen wir zu dem Gesagten nur etliche kurze Bemerkungen, resp. Berichtigungen hinzu. Als Frank in die Erlanger theologische Facultät eintrat, wirkten neben v. Hofmann und v. Thomasius Delitzsch und Harnack. v. Bezschwitz ist erst viel später Franks College geworden. Es ist wahr, Frank war ein scharfer, gründlicher Denker und Forscher, und er konnte in seinen Vorlesungen auch gar ernst und erbaulich werden, brachte auch im persönlichen Verkehr den Studenten warme Theilnahme entgegen. Er bemühte sich ernstlich, Ritschl und Consorten gegenüber die Hauptthatsachen des christlichen Glaubens zu vertheidigen. Daß er aber „entschieden am Wort Gottes und dem Bekenntniß der lutherischen Kirche festhielt“, ist einfach nicht wahr. Von Franks Stellung zur Schrift und Inspiration der Schrift war schon öfter in diesem Blatt die Rede. Er kannte keinen specifischen Unterschied zwischen dem Wort der Schrift und dem Zeugniß der Kirche. Seine „christliche Gewißheit“ ruhte nicht auf dem Felsengrund der Schrift, sondern auf dem trügerischen „christlichen Selbstbewußtsein“. Und indem er aus diesem Selbstbewußtsein sein ganzes System herausspann, hat er alle und jede Artikel des lutherischen Bekenntnisses verflüchtigt, ja arg verkehrt und verfälscht. Er hat auch nichts gethan, um dem Verderben der deutschen Landeskirchen zu steuern. Wir können es nur tief bedauern, daß dieser allerdings bedeutende Mann seine großen Gaben und gründliche Gelehrsamkeit nicht zur Förderung der reinen lutherischen Lehre und zur Erbauung der rechten lutherischen Kirche verwendet hat. G. St.

**Leipziger Mission.** Es sind kürzlich wiederum zwei ostindische Missionare, Räther und Mohn, aus dem Dienst der Leipziger Mission ausgeschieden. Der erstere hatte im Februar 1892 auf einer Pastoralconferenz der ostindischen Missionare einen Vortrag über die „Inspirationslehre“ gehalten und darin nur die von jeher von der gesammten Christenheit einhellig bekannte Lehre von der wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift dargelegt und begründet. Die Pastoralconferenz hatte es abgelehnt, sich zu diesem Vortrag zu bekennen. Darauf traten die Genannten in briefliche Verhandlung mit dem Leipziger Missionscollegium ein. Und nun lassen wir „das Collegium der ev.-luth. Mission zu Leipzig“, welches diesen Handel im Leipziger Missionsblatt berichtet, weiter reden: „Als Missionar Räther Anfang vorigen Jahres dem Collegium gegenüber auf Grund dieser Thatsache und mit Bezug auf Aeußerungen einzelner Missionare über die mangelnde Einmüthigkeit in der Lehre klagte, wurde ihm unter dem 19. Mai vorigen Jahres vom Collegium folgendes erwidert: „Um so mehr wundert es uns unter diesen Umständen, da Sie sich zum Richter über die Rechtgläubigkeit ihrer Amtsbrüder aufwerfen und nicht undeutlich der Hälfte derselben diese abzusprechen unternehmen, weil sie sich weigerten, dem „Lehrinhalte“ eines von ihnen gehaltenen Vortrages durch Erheben von den Sitzen zuzustimmen.“ „Wenn Sie der Meinung sind, daß die Sätze Ihres Vortrages mit logischer Nothwendigkeit aus dem folgen, was die Schrift und das lutherische Be-

kenntniß über die Eingebung der heiligen Schrift sagen, so ist das Ihr gutes Recht, und niemand hindert Sie daran, diese Meinung zu vertreten. Wenn Sie aber aus dem Grunde, weil ein Theil der Brüder etwa anderer Ansicht ist, die „Einmüthigkeit in der Lehre“ vermissen, so nehmen Sie damit für Ihre Sätze eine gleiche Autorität in Anspruch, wie für die anerkannte Kirchenlehre, — eine Anschauung, welche der evangelischen Nüchternheit durchaus entbehrt. Daß bei den Verhandlungen der Pastoralconferenz von 1892, über welche uns ein Protokoll nicht eingesandt ist, manche unhaltbare und verkehrte Aeußerung gethan ist, mag vielleicht sein. Aber wir können nicht annehmen, daß irgend einer unserer Brüder es ablehnen sollte, sich zu bekennen zu den „prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments, als zu dem lauterem Brunnen Israels, welche allein die einige und wahrhaftige Richtschnur sind, nach der alle Lehren und Lehrer zu urtheilen und zu richten sind“. Von dem von Ihnen besonders angefochtenen Missionar K. ins- besondere liegt uns eine völlig befriedigende Erklärung darüber vor. — Wenn die Hälfte der Brüder es ablehnte, über den „Lehrinhalt“ Ihres Vortrags eine förmliche Abstimmung eintreten zu lassen, so können wir das nur billigen, da solche Pastoralconferenzen weder berufen, noch befugt sind, Lehrentscheidungen zu treffen über das hinaus, was die lutherischen Bekenntnisse auf Grund der Schrift bezeugt haben.‘ Dies Schreiben gab dem Missionar Näther Anlaß zu einer neuen Eingabe vom 11. Juli, deren Inhalt er selbst dahin zusammenfaßt: „Ich klagte das hochwürdige Collegium deshalb an, daß es damit Gottes gewisses und klares Wort für ungewiß und undeutlich erklärt habe, also den Grund unserer Glaubens- und Heilsgewißheit umstoße.“ Außerdem enthält diese Eingabe die Unterstellung, daß unsere seit 1858 bestehende Kirchenrathsordnung mit dem Worte des HErrn Matth. 20, 25. 26. im Widerspruch stehe. Da schriftliche Erörterungen hierüber kein befriedigendes Ergebniß erhoffen ließen, wurde dem Missionar Näther kurz bedeutet, daß unsere Mission in ihrer gesammten Arbeit auf dem lutherischen Bekenntnisse und seiner Lehre ruhe, und daß Gott nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens sei. Statt nun den Versuch zu machen, ob nicht mündliche Unterredungen mit dem Director seine Bedenken beseitigen könnten, lehnte er, und mit ihm Missionar Mohn, die Theilnahme an der gemeinsamen Abendmahlsfeier unserer Missionare mit dem Director am 5. November vorigen Jahres ab und forderte, daß ihm zuvor von dem Collegium befriedigende Antwort auf die beiden folgenden Fragen gegeben werde: 1. „Ist die Lehre von der „Verbalinspiration“ der heiligen Schrift, wie Schrift und Bekenntniß sie lehren und ich sie in meinem vorjährigen Vortrage mit einer Reihe von Brüdern zu bekennen die Freude hatte, die alleinberechtigte Lehre in unserer Mission, und ist man demgemäß gewillt, alle Gegenlehre als falsche Lehre zu bekämpfen und abzuthun?“ 2. „Ist das hochwürdige Collegium gewillt, im Gehorsam gegen Matth. 20, 25. 26. den Kirchenrath statt als eine obrigkeitliche Behörde, die er bis jetzt war, für einen brüderlichen Rath — unbestritten seiner Administrativ-, Executiv- und Disciplinargewalt — zu erklären, und damit der Synode (§ 14) nicht nur „das Recht der Anfrage, der Aeußerung von Bedenken oder ergänzender und aufklärender Bemerkungen“, sondern auch das Recht von — dem Worte Gottes gemäßer Anerkennung oder brüderlicher Bestrafung der Thätigkeit des Missionskirchenraths zuzugestehen — oder nicht?“ Beide Fragen mußten von dem Collegium verneint werden. Denn da unser Anspruch, Mission der ev.-luth. Kirche zu sein, lediglich darauf ruht, daß das Bekenntniß der ev.-luth. Kirche die einzige Grundlage unserer Thätigkeit ist, so würden wir diesen Anspruch verwirken, sobald wir es unternähmen, Sonderbekenntnisse für unsere Mission aufzustellen oder authentische Declarationen zu erlassen, welchen wir die gleiche Geltung beilegen. Unsere Aufgabe kann nur



darin bestehen, die Mission auf dem Grunde unsers guten Bekenntnisses zu führen, und vorkommenden Falls dieses Bekenntniß auch gegen etwaige falsche Lehre eines Missionars zur Geltung zu bringen.“ Das Ende dieses Conflicts war, daß die beiden Missionare aus ihrem Amt entlassen wurden. Was diese zwei Missionare nach obiger Darlegung gelehrt, erklärt, gefordert und gethan haben, entspricht genau der Norm der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses. Was Punkt 1 anlangt, so ist die Lehre von der Verbalinspiration thatsächlich die Lehre der Schrift und aller christlichen Bekenntnisse. Das Bekenntniß zur rechten Lehre schließt aber Verwerfung der Gegenlehre in sich. Eine Gemeinschaft, welche der rechten Lehre die Alleinberechtigung versagt und daneben auch falsche Lehre duldet, ist eine falschgläubige Gemeinschaft. Was Punkt 2 betrifft, so ist es klare Lehre der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses, daß jedwedes Kirchenregiment nur ein Amt *humani juris* inne hat. Daß die beiden Missionare sich weigerten, mit den andern Missionaren und dem Missionsdirector, mit denen sie in der Lehre nicht einig waren, zu communiciren, war ganz correct, fintemal Abendmahlsgemeinschaft Bekenntnißgemeinschaft ist. Hingegen sind die oben referirten Erklärungen und Maßnahmen des Missionscollegiums nicht aus der Wahrheit. Es ist eitel Trügerei, wenn es vorgibt, es stehe auf dem Bekenntniß der ev.-luth. Kirche, während es doch der modernen falschen, grundstürzenden Lehre von Schrift und Inspiration, wie sie z. B. selbst von einem Glied dieses Collegiums öffentlich vorgetragen wird, Raum gewährt. Es ist wahrhaft lächerlich und wahnwitzig, wenn man ein gemeinsames Bekenntniß einer Pastoralconferenz zu einer schrift- und bekenntnißgemäßen Lehre, als „Sonderbekenntniß“, als „eine Lehrentscheidung“ hinstellt, welche über das lutherische Bekenntniß hinausgehe. Und es ist nicht lutherische, sondern echt papistische Praxis, wenn genanntes Collegium von den ihm untergebenen Missionaren Gehorsam um des Herrn willen fordert. Das Leipziger Missionscollegium war jetzt vor eine neue schwere Probe gestellt, und es hat dieselbe ebenso schlecht bestanden, wie die frühere im Jahre 1876. Damals hat es sich schon, im Handel mit den bekannten vier Missionaren, auf Seite des Irrthums gestellt und die rechte, reine Lehre unterdrückt. Jetzt hat es wiederum in und mit dem Urtheil, welches es über die Missionare Räther und Mohn und deren Lehrstellung ausgesprochen, öffentlich, vor Welt und Kirche die göttliche Wahrheit verleugnet und verurtheilt. Es klingt wie Hohn und Spott auf alles Heilige, wenn es am Schluß seines Berichts seine Freunde auffordert, mit ihm zu beten: „Ach sei doch auch zu dieser Zeit uns, Vater, wieder gnädig, und mach uns von der Zungen Streit hinwieder frei und ledig!“ Also wenn ein Christenmensch, ein Diener der Kirche für die volle göttliche Autorität der heiligen Schrift eintritt und allen Angriffen auf dieses Heiligthum entgegentritt, so ist das „Zungenstreit“! Wir wollen vielmehr mit unsern Freunden Gott bitten, daß er den beiden Zeugen der Wahrheit, die jetzt außer Amts sind, mit seinem Trost, Schutz, Segen nahe bleiben und ihr Zeugniß an vielen Seelen reichlich segnen wolle! G. St.

**Zeichen der Zeit.** Deutsche Blätter berichten von dem Erscheinen einer „Deutschen Volksbibel“ in Leipzig. Es soll mit diesem Buche die Bibel in „abgekürzter und verbesserter Fassung nach Maßgabe des geistigen, sittlichen und nationalen Bewußtseins unserer Zeit“ dem deutschen Volke dargeboten werden. Ein gottloseres, elenderes Nachwerk läßt sich kaum denken. Vom ersten Buche Moses werden nur sechs Verse verwendet, alles Uebrige ist unbrauchbar. Und so geht es dann fort durch's ganze Alte Testament; Sprüche, welche Moral enthalten, finden allensfalls Verwendung, die übrige Schrift wird capitelweise ausgestoßen. Beim neuen Testament wird zwar etwas vom Leben Jesu erzählt, von des Herrn Auferstehung aber wird gesagt, daß er „im Herzen seiner Jünger Auferstehung feierte“. — So erscheint



ferner seit Januar dieses Jahres in Leipzig eine neue Zeitschrift, „Die Religion des Geistes“. In einem Artikel des ersten Heftes, betitelt: „Was verkündet die Religion des Geistes?“ finden sich unter anderm folgende Sätze: „Wir sind gekommen, euch zu sagen: Beugt euch vor keiner Autorität, weder im Himmel, noch auf Erden! Glaubt an keine andere Gottheit, als die in den Tiefen eurer Seele aufleuchtet! . . . Wir sind gekommen, die hochragenden schimmernden Säulen dieser Welt, die falschen Autoritäten und Hoheiten und Heilighümer und Geseze und Sitten und die Tugend und die Ehre dieser Welt in den Staub zu treten, dem sie angehören. . . Wir verkünden den Gottmenschen nicht im Licht der Märchenträume einer kindlichen Vergangenheit.“ Und in diesem Tone geht es dann weiter. — Erzeugnisse des schälsten Rationalismus werden wieder aufgelegt. So kam 1799 C. G. Salzmanns „Der Himmel auf Erden“ heraus und vor einigen Wochen erscheint diese Schrift in München in neuer Auflage. Dieselbe ist in vier Abschnitte eingetheilt: 1. die Seligkeit, welche wir in uns selbst finden können; 2. der Umgang mit Gott und die daraus entspringende Seligkeit; 3. die Seligkeit, die aus Betrachtung der Werke Gottes entspringt; 4. die Erlösung von den Mühseligkeiten des Lebens. In echt rationalistischer Weise werden dann diese vier Punkte abgehandelt. Die „Seligkeit in uns selbst“ finden wir in treuer Pflichterfüllung. Der „Umgang mit Gott“ besteht in dem Bewußtsein seiner Allgegenwart und Anbetung seiner Weisheit, in der Ueberlassung an Gottes Willen. Freilich „die Wirksamkeit des Gebetes wird in der neuen Zeit vielfach mit Recht bezweifelt“. Der dritte Abschnitt zeigt, wie der Mensch durch die Betrachtung der Creatur „erheitert“ wird. Endlich die „Erlösung von den Mühseligkeiten dieses Lebens“ wird durch Geduld und Demuth erlangt. — Schließlich noch eine Probe aus landeskirchlichen Kreisen. Der sächsische Pfarrer Lic. Dr. C. Hühne hat ein Schriftchen herausgegeben: „Die Berührungspunkte zwischen Moses und Plato: das ist, zwischen Altem Testament und Platonischer Philosophie, zum Theil nach Plato.“ Es ist ein erweiterter Vortrag, der auf Wunsch der Meißener Konferenz gedruckt ist. Darin findet sich nun folgender Satz: „Für die Unsterblichkeit des Geistes, eine der religiösen Grundwahrheiten, ist Plato entschiedener, einheitlicher eingetreten als das Alte Testament.“ — Ist es da noch ein Wunder, daß der greulichste Unglaube und das nackteste Heidenthum in deutschen Landen reißend überhand nehmen?

L. F.

**Ein interessanter Fund**, der die Auffindung des „Evangeliums“ und der „Apokalypse Petri“ an Wichtigkeit übertrifft, ist von zwei englischen Damen gemacht worden: ein syrischer Text aller vier Evangelien. Frau Lewis und ihre Schwester Gibson, von Prof. Harris in Cambridge im Photographiren von Handschriften gründlich unterrichtet, besuchten im vorigen Jahre das durch Tischendorf's Fund bekannte Kloster auf dem Sinai und fanden hier eine beschmutzte Palimpsest-Handschrift, deren aneinandergeklebte Blätter sie mit dem Dampf des Theeessels lösten, um den weit über 300 Seiten betragenden Text photographiren zu können. Es stellte sich ein syrischer Text der vier Evangelien heraus, dem Cureton'schen Syrer nahe kommend, von welchem bisher nur Bruchstücke, in London und Berlin befindlich, bekannt sind. Nunmehr liegt die älteste aller uns bekannten Evangelienhandschriften fast vollständig vor. Harris hat sich selbst nach dem Sinai begeben, sich dort vierzig Tage lang aufgehalten und ist mit seinen Ergebnissen auf dem Heimweg begriffen. Ob bei der Evangelienharmonie des Tatian dieser Cureton'sche Syrer vorlag, muß sich nun zeigen. Auch für die Prüfung der Echtheit mancher bisher von der Textkritik allgemein verworfenen Worte und Stellen wird die neue Entdeckung wichtige Anhaltspunkte geben. So enthält der Syrer z. B. Luc. 23, 48. nach den Worten: „sie schlugen an ihre Brust und wandten wieder um“ den Zusatz:



„indem sie sagten: wehe über uns! Das geschieht heute wegen unserer Sünden; gekommen ist das Ende Jerusalems.“ Diese Worte standen bisher nur in einer lateinischen Handschrift, fanden sich dann im „Petrus-Evangelium“ und nun auch im Syrer.

(Theol. Lit.-Bl., Leipz.)

**Der „Evangelische Bund“** hat jüngst eine scharfe, öffentliche Zurechtweisung erfahren müssen. Die Jesuitendebatte in der Reichstagsitzung vom 1. December gab dem Vorstand des brandenburgischen Hauptvereins des „Evangelischen Bundes“ Anlaß, an die Reichstagsabgeordneten der Vereine Brandenburg eine Petition zu richten, in welcher zunächst die conservativen, freiconservativen und national-liberalen Abgeordneten getadelt werden, weil sie den Antrag des Centrums mit einer „mehr formalen und opportunistischen Begründung“ abgelehnt haben. Denn der Jesuitenorden sucht immer „die höchsten, besten, idealen Güter unseres Volks, den Sinn für Wahrheit, Gewissensfreiheit und persönliche Verantwortlichkeit zu vernichten“. Gegen den Schluß heißt es: „Aber ganz unbegreiflich ist uns, wie zur evangelischen Kirche gehörende Männer an einem für das Wohl und Wehe unseres Volks so verhängnißvollen Tage, bei einer so bedeutungsvollen Abstimmung fehlen, wie andere, hauptsächlich doch nur, um ihr Mandat nicht gefährdet zu sehen, sich der Stimmabgabe enthalten, ja sogar Vertreter Berliner Kreise für die Zulassung des Jesuitenordens stimmen konnten. Es läßt das in den ersten beiden Fällen auf eine beklagenswerthe Lauheit und Gleichgültigkeit, im letzteren Falle auf einen völligen Mangel an Verstandniß für die Bedeutung evangelischer Weltanschauung schließen. Solche Männer scheinen uns aber nicht die berufenen Vertreter einer Provinz zu sein, von welcher König Friedrich Wilhelm I. sagte: ‚Wir sind protestantisch bis auf die Knochen!‘“ Dieses Tadelsvotum ist von dem Reichstagsmitgliede Professor Dr. Kropatschek sehr entschieden zurückgewiesen worden. Wir heben aus seiner Antwort hervor: „Mein evangelisches Gewissen verpflichtet mich, dem evangelischen Bunde ganz offen zu erklären, daß ich jenes Unwesen, das sich, die grundlegenden Heilsthatsachen unseres christlichen Glaubens entweder leugnend oder umdeutend auf vielen Kanzeln der Kirche und Lehrstühlen der Universitäten breit machen darf, als weitaus verderblicher für unser evangelisches Volk ansehe, als die Jesuiten. Es wird deren Einfluß überwinden, wenn es fest im evangelischen Glauben steht; ist aber dieser durch die ‚moderne‘ evangelische Theologie untergraben und erschüttert, dann wird unser Volk nicht nur eine leichte Beute des Jesuitismus werden, sondern dem religiösen und staatlichen Untergange rettungslos entgegenfallen. ‚Den Sinn für Wahrheit, Gewissensfreiheit und persönliche Verantwortlichkeit‘, den die Petition als die ‚höchsten, besten, idealen Güter unseres Volks‘ bezeichnet, schätze auch ich hoch; aber ich hoffe, der Glaube an Jesum Christum, den wahrhaften eingebornen Sohn Gottes, wird den Unterzeichnern der Petition gleich mir als ein höheres Gut der evangelischen Christen erscheinen. Wer ihn predigend oder lehrend antastet, mag sich in freilich völliger Verkenning des Begriffs seiner ‚Gewissensfreiheit‘ rühmen; in dem, was der Christ ‚Sinn für Wahrheit‘ und ‚persönliche Verantwortlichkeit‘ nennt, steht er, meiner Ueberzeugung nach, um nichts sittlich höher da, als die von der Petition scharf bekämpften Jesuiten. . . . Meines Wissens hat der evangelische Bund als solcher bisher niemals ein klares unzweideutiges Zeugniß gegen diesen ‚Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte‘, zu der für mich auch die theologischen Facultäten gehören, abgegeben. . . . Ich muß es daher als eine entschiedene Ueberhebung zurückweisen, mich von dem evangelischen Bunde darüber belehren zu lassen, was evangelische ‚Lauheit und Gleichgültigkeit‘, was ‚Mangel an Verstandniß für die Bedeutung evangelischer Weltanschauung‘ sei. Wer selbst so ‚lau‘ und ‚gleichgültig‘ gegen fressende Schäden am eigenen Leib ist und nur



fortwährend von der Wunde des Anderen zu erzählen weiß, der fange mit ehrlicher Selbstprüfung bei sich an und suche nicht Andere von oben herab zu belehren.“

(A. G. L. R.)

**Im Osnabrückschen** starb kürzlich ein Mann, der in der Zeit der Separationsbewegung viel von sich reden machte, der Colon Tiemann im Kirchspiele Lintorf. Als in Hermannsburg die Separation ausbrach, beförderte er, ein entschiedener Anhänger der dortigen Mission, die Bildung einer separirten Gemeinde in den Gemeinden Barkhausen und Lintorf; auf seinem Hofe wurden Gottesdienste gehalten, in denen Pastor Gehrold aus Verden und P. Muzelsfeldt aus Hermannsburg predigten. Als man so weit war, eine Pfarrwohnung nebst Vetsaal zu erbauen, brach der Streit in der Separation aus, in Folge dessen Tiemann sich von Hermannsburg lossagte und sich den Missouriern in Hannover anschloß. (A. G. L. R.)

**Pabstjubiläum.** Am 18. Februar wurden die Schlußceremonien des päpstlichen Jubeljahrs abgehalten. 50000 Menschen hatten sich dazu eingefunden. Leo XIII. celebrirte in der St. Peterkirche eine Messe mit Hochgepränge. Die „Catholic News“ berichtet darüber: „Die Messe wurde am päpstlichen Altar gefeiert. Um 9 Uhr Morgens wurde Leo auf dem päpstlichen Tragsessel — *sedia gestatoria* — in die Basilika gebracht. Ihm voraus zogen die Cardinäle und Bischöfe. Sein Erscheinen wurde mit enthusiastischen Freudenrufen von der ungeheuern Menge begrüßt, unter welcher sich viele hervorragende Fremde, Diplomaten, römische Adelige, Ritter von Malta und Abgesandte befanden. Das Eintreten des Pabstes in die Kirche wurde vom Dome herab angekündigt durch einen Stoß in die Silbertrompeten. Das Innere der großen Basilika war auf's Prachtvollste ausgeschmückt mit rothem und Gold Behang. Vier Tribünen waren errichtet für die diplomatischen Corps, die römische Aristokratie und die Häupter der verschiedenen religiösen Orden. — Zu Ende der Messe intonirte Leo selber das „Te Deum“, welches von der ganzen Versammlung gesungen wurde. Dann setzte sich der Pabst wieder auf seinen Stuhl und mit der Tiara auf seinem Haupte segnete er das Volk. Hierauf zog er sich zurück in die Kapelle della Pieta unter anhaltendem Jubelgeschrei der Menge.“ — Noch gröber war der Götzendienst am 3. Februar bei der Messe für Cardinal Serafini. Die „News“ schreibt: „Nachdem der Pabst die Stola angelegt hatte, verkündigte er den apostolischen Segen. Darauf setzte er sich wieder und die Priester wurden zugelassen, den Fuß des erhabenen Pontifex zu küssen. Schließlich begab sich der Pabst wieder in den Tragsessel, und von den Sänftenträgern — Palafrenieri — gehoben, durchzog er segnend die Reihen der knieenden Menge in der Kirche und begab sich dann unter lautem Beifallrufen zurück in seine Privatgemächer.“ — Dieser große Götz, welcher im Pabstthum angebetet wird, ist derselbe Mensch, der sich Christi Stellvertreter, Petri Nachfolger und den Knecht der Knechte Gottes nennt. Von Hieronymus von Prag wird uns erzählt, daß er eines Tages mit seinen Freunden einen Entwurf gezeichnet habe, mit Christus und seinen Jüngern auf der einen Seite und dem Pabst und seinem Gefolge auf der andern. Die Jünger Jesu waren gemalt, wie sie mit bloßen Füßen ihrem Meister, der auf einem Esel saß, folgten, der Pabst aber und seine Cardinäle im Hochgepränge, auf stolzen Pferden, mit Trommlern und Trompetern. Diese Bilder wurden öffentlich ausgestellt, und so konnte jeder es gleichsam mit Augen sehen und mit den Fäusten greifen, daß der Pabst nicht, wie er vorgibt, Christo folgt, sondern dem Teufel, und daß zwischen dem Pabst und Christo kein anderes Verhältniß besteht als das zwischen Belial und Christo. Ein Blick nach Rom sollte hiervon jeden, der noch offene Augen hat, überzeugen.

J. B.